

1 Einleitung

1.1 Fragestellung und Erkenntnisinteresse

„Sei ein Mann!“

Dieser Imperativ kann als Verheißung und Fluch zugleich gedeutet werden. Verheißungsvoll erscheint er, da er auf ein beinahe unbegrenztes Potenzial zur Selbstverwirklichung sowie zur Beherrschung der Welt verweist. Männliche Dominanz macht alles möglich. Textpragmatisch betrachtet dürfte es sich bei dieser Beschwörung jedoch eher um Kritik an der Verletzung einer Norm männlichen Verhaltens handeln, da der Empfänger dieser Botschaft „nicht Manns genug“ ist, eine bestimmte Aufgabe zu erledigen, eine Prüfung seiner Männlichkeit zu meistern. Es fehlen ihm der nötige Mut, der doch dem männlichen Geschlecht zu eigen sein soll. Mag diese Aufforderung heute in einigen Kreisen nur noch ironisch verstanden werden, so scheint die Welt nach wie vor Bedarf an derart beschworenen Männern zu haben, obwohl seit der Antike ein Wandel der Geschlechterstereotype zu verzeichnen ist.

Jeder Mensch besitzt eine geschlechtliche Identität. In der Geschichte der Menschheit scheint es vorwiegend zwei wechselseitig exklusive und zugleich aufeinander bezogene Möglichkeiten gegeben zu haben: Mann oder Frau. Damit verbunden waren und sind zu unterschiedlichen Zeitpunkten und in unterschiedlichen Kulturen bestimmte Erwartungen körperlicher und geistiger Eigenschaften, Fähigkeiten und Bedürfnisse – Handlungspflichten und Vorrechte erwachsen ebenfalls aus der Einordnung in eine Geschlechtskategorie. Legitimationsgrundlage war und ist meist die Natur des jeweiligen Geschlechts – die wahre Essenz der Männlichkeit und Weiblichkeit, die auf eine präsoziale und ahistorische Entität verweist bzw. daraus besteht. In westlichen liberaldemokratischen Staaten ist spätestens seit den 1960er Jahren diese klare Bipolarität in Frage gestellt worden, der in wenigen Staaten wie der Bundesrepublik Deutschland durch ein juristisch definiertes drittes Geschlecht zudem die Basis genommen wurde, ohne dass jedoch ein gesamtgesellschaftlicher Wandel der verbreiteten Vorstellungen zu den Charakteristika der Geschlechter bereits eingetreten ist.

Die vermeintliche Natur der Geschlechter scheint jedoch über lange Zeiträume unzutreffend bestimmt worden zu sein. Männer und Frauen können und dürfen in unserer liberaldemokratisch verfassten Gesellschaft heute Handlungen vollziehen, die ihnen lange verwehrt blieben, die als unnatürlich gekennzeichnet waren oder zumindest als sozial nicht wünschenswert. Hierbei sind alle Bereiche menschlicher Existenz betroffen, von der Sexualität bis zum Erwerbsleben, da die Kategorie Geschlecht sozial omnirelevant ist – in jeder Situation kann sie aktualisiert werden, indem sie wahrgenommen und mit Bedeutung aufgeladen wird.

Während die Gleichberechtigung unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten heute rechtlich kodifiziert wurde und in einem Teil der Welt ihre Umsetzung offen-

tlich und privat verhandelt wird, stellt sich die Frage, was es überhaupt bedeutet, Mann oder Frau oder gar ein „Drittes Geschlecht“ zu sein. Gerade Männer sollen sich verändern und die „toxische Maskulinität“ ihrer Vorväter ablegen, um patriarchale und misogyne Tiefenstrukturen zu überwinden. Zugleich wird der „Gender-Wahnsinn“ kritisiert und führt zu Gegenbewegungen, die in der traditionellen bipolaren Geschlechterordnung samt damit verbundener Rollen- und Verhaltenserwartungen eine Rückkehr zu stabilen und behaglichen Verhältnissen sehen.

Fragen unserer heutigen Gesellschaft sollen in dieser historischen Untersuchung nicht beantwortet werden; zweifelsohne ist aber die Untersuchung selbst vom Zeitgeist beeinflusst. Dass Frauen Staatsgeschäfte und Unternehmen leiten oder Lehrstühle innehaben, dass gleichgeschlechtliche Paare heiraten oder Männer vom Beruf eine Auszeit nehmen, um sich der Kinderfürsorge zu widmen, erweitert die Möglichkeiten, Geschlechterdifferenzen und -relationen zu denken. Dass mittlerweile vereinzelt politische Bestreben existieren, Geschlechterforschung in Europa einzuschränken oder gar zu verbieten, ist einerseits nur möglich, weil Geschlechterforschung seit mehr als 20 Jahren an vielen universitären Instituten etabliert ist; andererseits wird dadurch auch evident, dass die Hinterfragung der Geschlechterverhältnisse in Geschichte und Gegenwart enorme politische – und für die Individuen auch persönliche – Brisanz besitzt.

Vorliegend soll der Versuch unternommen werden, sich wissenschaftlich einer der Schlüsselepochen westlicher Männlichkeitsvorstellungen zu nähern. Die römische Antike soll als ein Beispiel für die Historizität und Kontextgebundenheit geschlechtlicher Identitäten untersucht werden. Die Geschlechterdifferenz war eine in der antiken Lebenswelt normative Sinnstruktur, indem sie Menschen unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten ermöglichte und sie einschränkte, Identitäten valorisierte oder verwarf und legitime Herrschaftspositionen mitbestimmte. Was bedeutete es, im kaiserzeitlichen Rom ein Mann zu sein? Nicht nur irgendein Mann – denn es dürfte offensichtlich sein, dass es sehr unterschiedliche Männer gab –, sondern ein „echter“ Mann, der von anderen Mitgliedern desselben Kulturkreises als ein solcher anerkannt wurde und der somit die Privilegien seines Geschlechts innerhalb einer patriarchalen Gesellschaftsordnung genießen konnte. Wie erzeugten römische Männer eine männliche Identität, anhand welcher Kriterien wurden sie als Männer wahrgenommen? Welchen Anforderungen mussten sie genügen und welche Pflichten erfüllen – welche Möglichkeiten des Scheiterns bestanden? Diese Fragen haben die vorliegende Untersuchung angetrieben und ihre Struktur mitbestimmt.

Als Prämisse wird vorausgesetzt, dass Männlichkeit als sozial zugeschriebenes Identitätsmerkmal eines Menschen kulturell konstruiert wird. Mag die spezifische Artikulation eines Männlichkeitsideals mithin kontingent sein, so ist sie nicht vom individuellen Mann willkürlich festzulegen, sondern bedarf einer externen Beglaubigung, die durch gesellschaftliche Normen gesteuert wird. Nicht jeder Mann gilt als „echter“, „guter“ oder „richtiger“ Mann. Wenn wir davon ausgehen können, dass unsere Überlieferung der Antike von Männern stammt und männliche Herr-

schaft als natürlich galt, dann dürften wir auch von einer positiven Valorisierung „echter“ Männlichkeit ausgehen können. Überhaupt liegt es in der Natur der Norm, das festzusetzen, was als wahr, gültig und richtig beurteilt wird.

Aus der Annahme, dass Männlichkeit ein Konstrukt ist, ergibt sich die Konsequenz, dass Männlichkeit nicht einfach „da ist,“ sondern hergestellt wird – ihr liegt ein schaffendes Tun zugrunde. Aber sie wird nicht in einem vereinzelt Akt ins Leben gerufen, sondern immer wieder neu hergestellt durch verschiedene menschliche Praktiken, die an ihren situativen Kontext angepasst werden müssen. Entscheidend für die erfolgreiche Performanz einer männlichen Identität ist die Anerkennung durch andere soziale Akteure. Die An- und Aberkennung von Männlichkeit im kaiserzeitlichen Rom wurde in unterschiedlichen literarisch verfassten Diskursen artikuliert. Moralisierenden Aussagen kommt hierbei ein besonderer Stellenwert zu, da das in ihnen als adäquat oder deviant beurteilte Verhalten römischer Männer Rückschlüsse auf die Grenzen intersubjektiv verständlicher und anerkannter Geschlechtsidentitäten erlaubt. Selbstverständlich präsentieren die literarischen Texte kein Abbild der antiken Lebenswelt, aber sie bilden durchaus Wertungen darüber ab, wie römische Männer handeln sollten, durften oder mussten, um als „echte“ Männer anerkannt zu werden.¹ Bedingungen der Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe der „echten“ Männer lassen sich aus diesen Wertungen ableiten, so dass sich die literarische Repräsentation männlicher Geschlechtsidentitäten als Teil des Diskurses über die Identität der römischen Elite deuten lässt.²

Die Kritik an defizienten Männern, also Männern, die anscheinend nicht mustergültige Exemplare römischer Männlichkeit darstellen, durchzieht beinahe die gesamte römische Literatur.³ Diesen Männern wird ihre männliche Autorität abgesprochen, da sie keine „echten“ Männer seien. Dabei unterscheidet sich der Kontext und somit die Intention sowie die Wirkung dieser Kritik an defizienten Männ-

¹ So lässt sich nach Späth durch die Herausarbeitung der Normen geschlechtlich angemessenen Verhaltens aus literarischen Texten „eine Wirklichkeit der gesellschaftlichen Definition von Geschlecht“ ermitteln. Späth 1994, 303. Zum wechselseitigen Verhältnis zwischen diskursiv artikulierten Normen und sozialer Praxis siehe: Ibid. 283–292; Späth 2006, 66–71. Den Nutzen literarischer Quellen für die Rekonstruktion aristokratischer römischer Lebensentwürfe betont auch Stein-Hölkeskamp, die diese Texte als „besonders authentische Zeugnisse für die Lebenswelt“ betrachtet, da trotz der in ihnen „tradierten Topoi und moralisierenden Wertungen [...] gemeinsame Werte und Erfahrungen“ sowie „Ideale, Hoffnungen und Ängste“ der Produzenten und Rezipienten ausgedrückt würden: Stein-Hölkeskamp 2019, 21f.

² Dieser Zugang ähnelt dem von Edwards, die moralisierende Kritik an Sexualität und Luxus in der römischen Literatur untersuchte. Dabei stellt sie ein enges Verhältnis zwischen „discourses of morality“ und „structures of power“ fest: „Attacks on immorality were used by the Roman elite to exercise control over its own members and to justify its privileged position.“ Edwards 1993, 4. Die wechselseitige Abhängigkeit von Politik und Moral in Rom betonte bereits Earl 1967, 11–43; das Verhältnis des Luxusdiskurses zur sozialen Ordnung analysiert Wallace-Hadrill 2008, 316–355; zu Dekadenzdiskursen in der römischen Historiographie siehe Biesinger 2016.

³ Eine umfassende Sammlung literarisch verfasster Kritik an defizienten Männern sowie zahlreiche scharfsinnige Analysen der Textstellen bietet Williams 1999.

lichkeiten, sei es, dass es sich um politische Invektive, Humor zum Zwecke der Unterhaltung, präskriptive Fachschriftstellerei oder innen- oder außenpolitische Herrschaftsdiskurse handelt. Zugrunde liegen der Kritik – oder auch dem Lob – an Männlichkeiten bestimmte handlungsleitende Normen für die Konstruktion von Männlichkeit im kaiserzeitlichen Rom. Es handelt sich also nicht nur um eine Beschreibung bestimmter Eigenschaften, körperlicher Merkmale oder Verhaltensweisen von Männern, sondern um die Bewertung ebendieser wahrnehmbaren Zeichen. Die dieser Bewertung als Richtschnur dienenden Normen wirkten sozial hierarchisierend und bezogen sich auf einen moralischen Kodex, der seine Legitimität aus der Orientierung auf eine als sittlich vollkommen imaginierte römische Vergangenheit ableitete, die von vorbildlichen, der Gemeinschaft in außerordentlich selbstloser und effektiver Weise dienenden Männern bevölkert war. Texte bilden die Basis dieser Arbeit, die derartige Bewertungen vornehmen und zu einem vielschichtigen, aber keineswegs offenen Diskurs über Geschlechtsidentität und wahres Römertum beitragen.

Es wurden literarisch gestaltete Textzeugnisse als Quellen ausgewählt, die überwiegend aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert stammen. Wiederkehrende Aussageformationen innerhalb dieser Texte lassen darauf schließen, welche Konfigurationen männlicher Geschlechtsidentitäten vorstellbar waren und als authentisch galten. Insbesondere defiziente Männer (und auch Frauen) anklagende Moralkritik verbindet viele dieser Texte, so dass aus dieser Kritik Normen und Zeichen römischer Männlichkeit sowie Legitimationsstrategien der Geschlechterordnung rekonstruiert werden können. Moralische Überlegenheit legitimiert zugleich den Herrschaftsanspruch römischer Männer und steht in einem engen Verhältnis zum öffentlichen Ansehen, worauf die *dignitas* und *auctoritas* führender Männer beruhen.⁴ Kritisiert wird in diesen literarischen Repräsentationen, wie römische Männer sich aufgrund dekadenter Enthemmung und Zügellosigkeit gänzlich unrömisch und unmännlich verhalten, wie fremde Germanen temporal displatziert in einer fiktiven Urzeit roh und wild, aber zugleich sittenrein wie die eigenen römischen Vorfahren leben, wie hyperzivilisierte, aber effeminierte *Graeculi* den römischen *vir bonus* hinsichtlich seiner authentischen Mannhaftigkeit bedrohen, obwohl sie längst politisch und militärisch beherrscht werden.

Dabei stellt sich die Frage, in welchen Oppositionen das Konzept römischer Männlichkeit zu erfassen ist. Handelt es sich überhaupt um binäre Oppositionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, Identität und Alterität, oder vielmehr um ein fluides Kontinuum habitueller Konfigurationen männlicher Identität? Es stellt sich die Frage, wie „echte“ römische Männer sich verhalten sollen und wie dies literarisch transportiert wurde. Grundsätzlich stellt sich auch die Frage, wie die Askription von Männlichkeit die Legitimität von Herrschaftspositionen innerhalb der kai-

⁴Die Bedeutung der persönlichen Ehre als Ressource legitimer Herrschaft in der Kaiserzeit legt Lendon überzeugend dar: Lendon 1997. Zur *auctoritas* in augusteischer Zeit als komplexem Konzept, welches sich auch auf moralische Überlegenheit stützt siehe Galinsky 1996, 10–41.; vgl. Heinze 1925; Hellegouarc’h 1963, 295–320.

serzeitlichen römischen Gesellschaft bedingte. Wenn eine Interdependenz zwischen legitimer Herrschaft und authentischer Männlichkeit besteht, ist danach zu fragen, wie dieses Abhängigkeitsverhältnis durch sprachliche und körperliche Zeichen symbolisch ausgedrückt und legitimiert wird. Grundlage hierfür ist ein intersubjektiv als männlich und römisch anerkannter Habitus der Kaiserzeit. Nach einer Klärung der theoretischen Grundlagen dieser Untersuchung folgt ein Überblick über die alttumswissenschaftliche Männlichkeitsforschung. Die bereits in diesem Kapitel gestellten Fragen werden dann aufgegriffen und mittels der Positionierung dieser Arbeit konkretisiert.

1.2 Theoretisch-methodische Entscheidungen

Ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre entwickelte sich das Geschlecht „als grundlegende Kategorie sozialer, kultureller und historischer Realität, Wahrnehmung und Forschung“.⁵ Festzuhalten ist gemäß Bock zunächst, dass die Kategorie Geschlecht einen relationalen Charakter besitzt, womit nicht nur Beziehungen zwischen, sondern auch innerhalb der Geschlechter erfasst werden können.⁶ Somit ist nach Scott entsprechend dem auf einem Verhältnis der Differenz basierenden Charakter des Geschlechts in der historischen Analyse danach zu fragen, in welchen Kontexten durch welche symbolische Repräsentationen die Geschlechterdifferenz ausgedrückt wird und durch welche normativen Konzepte die Interpretation dieser Repräsentationen gesteuert wird.⁷ Ausgehend von einem solchen semiotisch-normativen Zugang zum Geschlecht sind geschlechtliche Bedeutungszusammenhänge sowohl für kleinere soziale Organisationseinheiten wie die Familie als auch für größer angelegte politische und gesellschaftliche Institutionen relevant und erstrecken sich schließlich auch auf die Konstruktion subjektiver Identität.⁸ Folglich ist die analytische Kategorie Geschlecht sowohl sozial- wie alltagsgeschichtlich relevant. Dabei sind auch weitere Ungleichheitsrelationen anhand der Achse „class, race, ethnicity“ in einer solchen Analyse zu berücksichtigen.⁹ Darüber hinaus besteht ein wesentlicher Aspekt der analytischen Kategorie Geschlecht darin, dass durch geschlechtliche Askriptionen Macht ausgedrückt und legitimiert wird.¹⁰

⁵Bock 1988, 372.

⁶Ibid. 379.

⁷Scott 1999 [1986], 28.

⁸Ibid. 43f.

⁹Ibid. 47.

¹⁰Ibid. 45. Schmitt Pantel und Späth sehen hierin den Nutzen der analytischen Kategorie Geschlecht begründet: „Die Kategorie Geschlecht erlaubt es deshalb, politische Macht als gesellschaftliche Praxis differenzierter und genauer zu erfassen, als dies mit verfassungsgeschichtlichen oder traditionell-soziologischen Konzepten je möglich war; insbesondere zeigt der Rückgriff auf *Geschlecht* als analytische Kategorie, dass zur Erklärung antiker Macht-Praktiken die unzähligen Kräfteverhältnisse unter Männern, unter Frauen und zwischen Männern und Frauen von größerer Bedeutung sind als die institutionalisierten und zentrali-

Aus diesen Überlegungen¹¹ ergeben sich die wesentlichen Fragen für die theoretisch-methodischen Entscheidungen dieser Arbeit. Geschlechtsidentitäten sind nur in ihrer Differenz zu erfassen, die in Form symbolischer Repräsentationen ausgedrückt wird. Diese semantisch aufgeladenen Differenzen beeinflussen die Gestaltung der Verhältnisse der Menschen untereinander. Sie müssen also kulturell dekodierbar sein, so dass danach zu fragen ist, woraus das System normativer Konzepte besteht, das die Dekodierung solcher Zeichen steuert, und in welchen Kontexten es wirksam wird. Individuen werden geschlechtliche Identitäten zugeschrieben und sie nehmen diese auch an – anhand welcher Zeichen konnte der antike Beobachter oder Zuhörer derartige geschlechtlich bedeutsame Informationen wahrnehmen und dekodieren? Wie lässt sich das Verhältnis zwischen kulturell präfigurierten Normen und subjektiver Identität konzeptualisieren? Inwiefern bestehen Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Dimensionen sozialer Ungleichheit bzw. sind andere Ungleichheitsverhältnisse relevanter als das Geschlecht? Wie ist der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Macht zu denken? Damit einher geht die Frage nach der Legitimation der bestehenden Geschlechterordnung von Bedeutung – wie gelingt es, die Geschlechterordnung aufrechtzuerhalten und Konformität zu produzieren? Schließlich ist danach zu fragen, ob Veränderungen eintraten und wie diese gegebenenfalls ermöglicht wurden.

Der Begriff „gender“ sollte durch seine Einführung „the social organization of the relationship between the sexes“ bezeichnen, wohingegen als „sex“ das biologische Geschlecht zu verstehen ist.¹² Diese ursprünglich als Überwindung essentialisierender Vorstellungen der Geschlechtsnatur intendierte sprachlich-konzeptionelle Trennung von „sex“ und „gender“ birgt allerdings die Gefahr, dass die Gegenüberstellung eines natürlichen und eines konstruierten Geschlechts dazu einlädt, eine natürliche Essenz der Geschlechter vorauszusetzen, so dass dem Geschlecht vorsprachliche und ahistorische Eigenschaften zugebilligt würden.¹³ Schon früh wies Bock darauf hin, dass das biologische Geschlecht ein „fixes, reduktionistisches und erkenntnishemmendes Modell“ darstelle, da die Biologie selbst eben nicht eine außerhalb der menschlichen Erfahrung liegende Natur beschreibe, sondern „eine genuin soziale Kategorie mit einem genuin sozialen Sinnzusammen-

sierten Erscheinungsformen politischer Macht.“ Schmitt Pantel / Späth 2007, 30 (Hervorhebung im Original).

¹¹ Diese Konzeption von Geschlecht als analytischer Kategorie im Jahre 1986 stellt einen Meilenstein in der theoretischen Fundierung der Geschlechtergeschichte dar: „Scott hat Gender als historische Analyse-kategorie derart systematisiert, dass es als Schlüssel zu einem geschichtlichen Verständnis der reziproken Beziehungen zwischen Mensch, Gesellschaft und Macht dienen kann.“ Martschukat / Stieglitz / Albrecht 2016, 105. Siehe auch Späths auf Scott aufbauendes Plädoyer für den Einsatz der analytischen Kategorie Geschlecht in der (Alten) Geschichte: Späth 2010.

¹² Scott 1999 [1986], 43. Die Unterscheidung der Begriffe geht zurück auf Rubin 1975.

¹³ So revidiert Scott selbst die von ihr vorgenommene Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“: Scott 1999a, 200.

hang“ sei.¹⁴ Um also Geschlecht als kulturelles Konstrukt zu untersuchen, kann es geradezu als Vorteil angesehen werden, dass mittels des deutschen Begriffs „Geschlecht“ die vorgenannte Unterscheidung ohnehin nicht adäquat ausgedrückt werden kann.¹⁵ Folglich wird auch in dieser Arbeit keine sprachliche Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ vorgenommen, sondern konsequent der deutsche Begriff „Geschlecht“ verwendet. Diese Geschlechter existieren nicht präsozial, sondern werden durch Diskurse und interdependente Praktiken erst produziert.¹⁶

Der Begriff Geschlecht wird mithin als analytische Kategorie verwendet, um eine sozial bedeutsame Differenz zu erfassen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort besteht innerhalb einer sozialen Gruppe eine Geschlechterordnung. Diese bestimmt die Grenzen zulässigen vergeschlechtlichten Handelns und prägt somit soziale Verhältnisse und Hierarchien. Die Interpretation der Geschlechterdifferenz verläuft über die Struktur einer symbolischen Ordnung, die bestimmte Zeichen semantisch auflädt, so dass mittels Herstellung von Äquivalenzen und Differenzen Geschlechteridentitäten konstituiert werden, die von Mitgliedern derselben Gruppe dekodiert werden können. Geschlechtlich bedeutsame Zeichen sind der menschliche Körper sowie Handlungen und sprachliche Aussagen. Individuen besitzen Geschlechtsidentitäten, die durch die Selbstwahrnehmung als geschlechtliche Wesen mit einem vergeschlechtlichten Körper und geschlechtstypischen Verhaltensdispositionen bestimmt werden und zugleich durch die Fremdwahrnehmung seine soziale Gültigkeit und Wahrheit erhält.

Dabei ist zu beachten, dass die gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechterdifferenz nicht zwangsläufig aus den materiellen Bedingungen eines biologischen Dimorphismus folgt, vielmehr ist die Konstruktion des Geschlechtes kontingent. Ebendiese Kontingenz illustriert der ethnomethodologische Ansatz Garfinkels, der aufzeigte, dass Geschlechtsidentitäten mittels bestimmter Praktiken interaktiv er-

¹⁴Bock 1988, 374f. Vgl. dazu auch Frevert 1995, die davon ausgeht, „daß das Geschlecht keine natürlich-ontologische Kategorie ist, sondern eine Konstruktion“. Die Geschlechterdifferenz sei historisch unterschiedlich gedeutet worden – so auch durch die heutige Biologie, die „selber kulturell präformiert sei.“ Frevert 1995, 13f. In diesem Sinne auch Cornwall und Lindisfarne: „Thus, while the nature/culture dichotomy has been shown to be culturally specific, the dichotomy itself has, in effect, merely been restated in a different form. Cultural and historical specificity has been laid on to presupposed biological universals – male and female bodies.“ Cornwall / Lindisfarne 1994, 35. Quantität und Qualität einer außerhalb der menschlichen Bedeutungszuschreibung liegenden Geschlechterdifferenz kann und sollen in dieser Arbeit nicht eruiert werden. Offenbar ist jedoch, dass die kulturelle Konstruktion dieses Unterschiedes die „körperlich-natürlichen“ Unterschiede bei weitem übersteigt und somit zu einem Objekt historischer Erkenntnis werden kann. Diese Untersuchung geht von der gleichen Grundannahme wie Gleason aus: „[...] whatever their biological basis or evolutionary utility, sexual differences and gender roles function symbolically as an interrelated system.“ Gleason 1995, xxvi.

¹⁵Späth 2006, 44f. Fn. 18.

¹⁶Dem entspricht Foucaults Konzeption der produktiven Macht des Diskurses, bzw. des Sexualitätsdispositivs, die moderne Sexualität hervorzubringen: Foucault 1984 [1976].

zeugt werden.¹⁷ Dieser konstruktivistischen Perspektive auf das Geschlecht folgend brachten West und Zimmerman diese Praktiken, das „Tun“ der Menschen, später auf die eingängige und sehr wirkmächtige Formel des „doing gender“.¹⁸ Männer und Frauen müssen demnach bestimmte Praktiken beherrschen und in sozialen Situationen ausführen, um von den Interaktionspartnern als Männer oder Frauen anerkannt zu werden. Wird das geschlechtliche Handeln als angemessen bewertet, so werde die bestehende Geschlechterordnung stabilisiert und reproduziert, während ein als fehlerhaft wahrgenommenes Handeln dem jeweiligen Individuum zur Last gelegt werde.¹⁹ „Doing gender“ sei zugleich ein Bestandteil jeder Interaktion, da die geschlechtliche Identität in jeder sozialen Situation relevant sein könne: „our identificatory displays will provide an ever-available resource for doing gender under an infinitely diverse set of circumstances.“²⁰ Das nötige lebensweltliche Wissen erwürben bereits Kinder, indem sie geschlechtliche Identitäten einzuordnen lernten und eine eigene annahmen und diese aufrechtzuerhalten versuchten, so dass die soziokulturell bedingten Vorstellungen über geschlechtliche Charaktere, einschließlich der eigenen Identität, naturalisiert würden.²¹

Während dieser mikrosoziologische Zugang menschliches Handeln sowie das dafür nötige lebensweltliche Wissen in sozialen Situationen untersucht, analysiert Butler das Geschlecht im Rückgriff auf diskurs- und sprachtheoretische Ansätze hinsichtlich seiner Platzierung in der symbolisch-diskursiven Ordnung, wobei sie theorieimmanent ohne Bezug zur historischen Praxis argumentiert:

To claim that gender is constructed is not to assert its illusoriness or artificiality, where those terms are understood to reside within a binary that counterposes the ‚real‘ and the ‚authentic‘ as oppositional. As a genealogy of gender ontology, this inquiry seeks to understand the discursive production of the plausibility of that binary relation and to suggest that certain cultural configurations of gender take the place of ‚the real‘ and consolidate and augment their hegemony through that felicitous self-naturalization.²²

Ziel ihrer Untersuchung ist also, den Konstruktcharakter des Geschlechts zu verstehen, indem sie die Naturalisierung „echter“ und „authentischer“ geschlechtlicher Identitäten daraufhin hinterfragt, inwiefern diskursive Effekte zu dieser Naturalisierung beitragen. Die Sprache selbst nimmt aus dieser Perspektive eine privilegierte Stellung ein als Instrument und Form der menschlichen Erzeugung von Sinn und somit sozialer Wirklichkeit. Sprachlich verfasste Diskurse bestimmen, welche Bedeutung den Signifikanten „Mann“ und „Frau“ zukommen, da sie

¹⁷ Garfinkel 1967, 116–185.

¹⁸ West / Zimmerman 1987.

¹⁹ Ibid. 146.

²⁰ Ibid. 139.

²¹ Ibid. 142.

²² Butler 1999 [1990], 43.

die Wirklichkeit nicht nur abbilden, sondern erzeugen. Denkbar und verstehbar seien diejenigen geschlechtlichen Identitäten, die in einem den gesellschaftlichen Normen entsprechenden kohärenten Zusammenhang aus „sex, gender, sexual practice, and desire“ stünden.²³ Erzeugt werde das Geschlecht durch Performativität:

In this sense, gender is not a noun, but neither is it a set of freefloating attributes, for we have seen that the substantive effect of gender is performatively produced and compelled by the regulatory practices of gender coherence. Hence, within the inherited discourse of the metaphysics of substance, gender proves to be performative – that is, constituting the identity it is purported to be. In this sense, gender is always a doing, though not a doing by a subject who might be said to preexist the deed.²⁴

Butler greift das aus Austins Sprechakttheorie stammende Konzept der Performativa²⁵ auf, also sprachlicher Äußerungen, die das, was sie benennen, zugleich erzeugen. Mittels Performativität entsteht also die Geschlechtsidentität, indem bestimmte, den diskursiv verfassten Normen entsprechende und auf sie Bezug nehmende performative Äußerungen und Handlungen eine intersubjektiv nachvollziehbare und akzeptable Geschlechtsidentität erzeugen. Das geschlechtliche Subjekt werde erst durch die Handlung, das „doing gender“, erzeugt, und zwar nicht einmalig, sondern durch die fortwährende Reinszenierung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Die Macht der Performative stütze sich nämlich auf ihre zitاتفörmige Wiederholung vergangener Handlungsketten.²⁶ Die Macht des Diskurses gelange dadurch

²³ Ibid. 23. Für Butler erwächst „gender coherence“ in der Neuzeit aus Heteronormativität: „Gender can denote a unity of experience, of sex, gender, and desire, only when sex can be understood in some sense to necessitate gender—where gender is a psychic and/or cultural designation of the self—and desire—where desire is heterosexual and therefore differentiates itself through an oppositional relation to that other gender it desires. The internal coherence or unity of either gender, man or woman, thereby requires both a stable and oppositional heterosexuality. That institutional heterosexuality both requires and produces the univocity of each of the gendered terms that constitute the limit of gendered possibilities within an oppositional, binary gender system. This conception of gender presupposes not only a causal relation among sex, gender, and desire, but suggests as well that desire reflects or expresses gender and that gender reflects or expresses desire. The metaphysical unity of the three is assumed to be truly known and expressed in a differentiating desire for an oppositional gender – that is, in a form of oppositional heterosexuality.“ Ibid. 30.

²⁴ Ibid. 33.

²⁵ Austin 1986.

²⁶ Die Vorstellung der Iterabilität entstammt dem Denken Derridas, wonach jede Handlung eine vorangegangene Handlungskette zitiert. Derrida postuliert Iterabilität als zentrales Merkmal sprachlicher Zeichen, wobei diese Iterabilität sowohl den Aspekt der Wiederholung als auch denjenigen der Veränderung beinhaltet (Derrida 2004 [1976], 80). Performative Aussagen könnten nur gelingen, wenn sie „als einem iterierbaren Muster *konform* identifizierbar“ (ibid. 99, Hervorhebung im Original) seien.

zum Ausdruck, dass das Subjekt bei der Wahl der zu zitierenden Handlung an bereits bestehende Verweisungsketten anschließen müsse, wodurch es überhaupt erst innerhalb der symbolischen Ordnung existiere, also intelligibel sei; jedoch könne es sich niemals um eine endgültige, abschließende Konstitution einer Geschlechtsidentität handeln.²⁷ Durch die Reiteration von Normen in Form performativer Handlungen werde das Geschlecht naturalisiert, das heißt, es erlangt einen ontologischen Status. Allerdings würden die auf diese Weise entstehenden Konstruktionen nie endgültig und stabil erzeugt, da Performativität nicht wie ein mechanischer Automatismus funktioniert.²⁸ Neben die Iteration von Normen trete als wesentlicher Modus der Performativität der Ausschluss des „constitutive outside“, wodurch die Grenzen des Geschlechts festgelegt werden, jedoch nie in abschließender Form.²⁹ Unvorhergesehene Subjektpositionen außerhalb der symbolischen Ordnung können folglich durch fehlerhaftes Zitieren entstehen und liegen außerhalb des Bereiches der Intelligibilität, obwohl sie nur in Beziehung zu ebendiesem Bereich entstehen können.

Mithin bietet Butler ein methodisches Instrumentarium, um diskursanalytisch die Erzeugung geschlechtlicher Identität zu untersuchen.³⁰ Das Geschlecht wird diskursiv erzeugt, indem bestimmte Aussagen an eine Kette vergangener Aussagen, in denen die Normen zulässiger Geschlechteridentitäten eingeschrieben sind, zitatformig anschließen. Butlers Konzept der Performativität betont also den iterativen Charakter des „doing gender“, der zugleich das Potenzial des Scheiterns beinhaltet. Intelligibel werden Geschlechtsidentitäten, indem sie innerhalb eines auf Äquivalenz und Differenz basierenden Systems der „gender coherence“ verortet werden, welches von einem Bereich des konstitutiven Außens abzugrenzen ist, wobei dieser konstitutive Außenbereich zugleich immer als Bedingung der Kon-

²⁷ „The power of discourse to materialize its effects is thus consonant with the power of discourse to circumscribe the domain of intelligibility. Hence, the reading of ‚performativity‘ as willful and arbitrary choice misses the point that the historicity of discourse and, in particular, the historicity of norms (the ‚chains‘ of iteration invoked and dissimulated in the imperative utterance) constitute the power of discourse to enact what it names. To think of ‚sex‘ as an imperative in this way means that a subject is addressed and produced by such a norm, and that this norm—and the regulatory power of which it is a token—materializes bodies as an effect of that injunction. And yet, this ‚materialization,‘ while far from artificial, is not fully stable. For the imperative to be or get ‚sexed‘ requires a differentiated production and regulation of masculine and feminine identification that does not fully hold and cannot be fully exhaustive.“ Butler 1993, 187f.

²⁸ Ibid. 10.

²⁹ Ibid. 188.

³⁰ In der deutschsprachigen Historiographie wurde Butler „bis heute nur sehr zögerlich rezipiert.“ Martschukat / Stieglitz / Albrecht 2016, 105. Ansätze einer Aufnahme Butlers theoretischer Impulse finden sich bei Albrecht 2016. In der englischsprachigen altertumswissenschaftlichen Männlichkeitsforschung sticht Gunderson heraus, der ihre Konzepte intensiv rezipierte und auch mit weiteren theoretischen Zugängen kombinierte: Gunderson 2000; Gunderson 2003.

struktion des Geschlechts zu verstehen ist, indem er von normativen Geschlechtskonstruktionen abgegrenzt wird.

Butlers Konzept der Performativität wird im ersten Kapitel eingesetzt, um regelmäßige Aussagen des satirischen Effeminierungsdiskurses in der kaiserzeitlichen Literatur daraufhin zu untersuchen, welche Normen die Intelligibilität und vor allem auch Plausibilität männlicher Geschlechtsidentitäten steuerten.³¹ Wesentlich ist dabei das potenzielle Scheitern geschlechtlicher Performanzen. Die satirische Entlarvung scheinbar authentischer römischer Männer als sexuell deviant wird in diesen literarischen Texten eingesetzt, um die Rezipienten zu unterhalten. Das Auslachen dieser gescheiterten Versuche der Imitation normativer männlicher Identitäten illustriert ein antikes System von „gender coherence“, welches von demjenigen, welches Butler für die Gegenwart postuliert, abweicht. Die Ausgelachten, sexuell devianten Männer, lassen sich als „constitutive outside“ normativer männlicher Geschlechtskonstruktion verstehen.

Großen Einfluss in verschiedenen Disziplinen der Männlichkeitsforschung übte Connells feministisch und neomarxistisch inspiriertes Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ aus.³² Zunächst geht Connell davon aus, dass „[g]ender is a way in which social practice is ordered.“³³ Diese soziale Praxis sei auf den Körper bezogen,³⁴ so dass sich die Untersuchung der sozialen Praxis als Abkehr von einem diskursanalytischen Zugang verstehen lässt.³⁵ Den Kern ihrer Theorie bildet eine Verteilung der Relationen zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit: „Hegemony, Subordination, Complicity, Marginalization.“³⁶ Aufgrund des hierarchischen Verhältnisses untereinander können so Machtrelationen zwischen Männern erfasst werden. Die sogenannte hegemoniale Männlichkeit sei zunächst nicht inhaltlich definiert, sondern durch ihre Position innerhalb der Geschlechterverhältnisse:

³¹ Siehe Kapitel 2.

³² Dinges konstatiert, dass „der weltweite Einfluß von Connells Überlegungen schwerlich zu überschätzen“ sei. Dinges 2005, 7. Meuser bezeichnet das Konzept als „Leitkategorie der *men's studies*.“ „Trotz seiner begrifflichen Unschärfe“ sei „[d]ie gesamte sozial- und geisteswissenschaftliche Männerforschung [...] von diesem Konzept mehr oder minder geprägt.“ Meuser 2010, 107.

³³ Connell 2005, 71. Das Konzept der „Hegemonialen Männlichkeit“ stellte Connell zuerst in Connell 1987 vor.

³⁴ Connell 2005, 64f.

³⁵ Dinges 2005, 9f. „Gender“ sei laut Connell mehr als „a subject-position in discourse, the place from which one speaks.“ Connell 2005, 51. „The social semiotics of gender, with its emphasis on the endless play of signification, the multiplicity of discourses and the diversity of subject positions, has been important in escaping the rigidities of biological determinism. But it should not give the impression that gender is an autumn leaf, wafted about by light breezes. Body-reflexive practices form – and are formed by – structures which have historical weight and solidity. The social has its own reality.“ Ibid. 65.

³⁶ Ibid. 76.

„Hegemonic masculinity“ is not a fixed character type, always and everywhere the same. It is, rather, the masculinity that occupies the hegemonic position in a given pattern of gender relations, a position always contestable. [...] At any given time, one form of masculinity rather than others is culturally exalted. Hegemonic masculinity can be defined as the configuration of gender practice which embodies the currently accepted answer to the problem of the legitimacy of patriarchy, which guarantees (or is taken to guarantee) the dominant position of men and the subordination of women.³⁷

Hegemonial sei Männlichkeit insofern, als durch die Geschlechtskonfigurationen der sozialen Praxis eine Form von Männlichkeit dazu geeignet ist, das Patriarchat als Dominanzverhältnis zwischen Männern und Frauen zu legitimieren und perpetuieren. Wenn die sozialen Bedingungen sich veränderten, könne eine andere Form von hegemonialer Männlichkeit die alte herausfordern und ersetzen. Diese Hegemonie könne auch durch kulturelle Idealisierungen verkörpert werden, die nicht zwingend im Besitz tatsächlicher Macht seien, und sie werde eher durch einen erfolgreichen Anspruch auf Autorität als durch unmittelbare Gewaltausübung durchgesetzt.³⁸ Connells Konzeption beinhaltet also neben der Fokussierung auf die soziale Praxis auch normative Zielvorgaben, die eher durch Anerkennung ihrer Verbindlichkeit für die betroffene Gesellschaft als mittels Gewalt durchgesetzt werden, obwohl Gewalt als Mittel auch nicht ausgeschlossen wird. „Hegemonie“ als Begriff wird im Sinne Gramscis verwendet, der damit den mehrheitlichen Konsens zwischen beherrschten und herrschenden Klassen in kapitalistischen Gesellschaften zu erklären versuchte.³⁹

Mit dem Begriff der Subordination werden Dominanzverhältnisse zwischen verschiedenen Gruppen von Männern bezeichnet, wobei die in der heutigen westlichen Gesellschaft schlechthin maßgebliche Achse diejenige der Unterordnung männlicher Homosexualität sei.⁴⁰ Unter Komplizität versteht Connell eine Art Teilnahmeverhältnis bestimmter Männer, die nicht den normativen Ansprüchen hegemonialer Männlichkeit genügen, dennoch aber von der allgemeinen Privilegierung des männlichen Geschlechts gegenüber dem weiblichen profitieren und zu Nutznießern der „patriarchal dividend“ werden.⁴¹ Hinzu tritt noch ein viertes Verhältnis der Marginalisierung, womit die Unterdrückung bestimmter Männer aufgrund ihrer Rasse und sozialen Klasse zusammengefasst wird.⁴² Eine genauere analytische Trennung zwischen subordinierten und marginalisierten Männlichkeiten nimmt Connell nicht vor.

³⁷ Ibid. 76f.

³⁸ Ibid.

³⁹ Ausführlich zu Gramscis Konzept der Hegemonie: Bates 1975.

⁴⁰ Connell 2005, 78.

⁴¹ Ibid.

⁴² Ibid. 80.

Die Pluralisierung der Männlichkeit in verschiedene Modelle war sicher ein gewinnbringender Impuls für die Geschlechterforschung, jedoch werden Connells teilweise recht unscharf unterschiedene und grundsätzlich an modernen Gesellschaften orientierte Männlichkeitstypen nicht in dieser Untersuchung angewendet.⁴³ Das auf Gramsci zurückgehende Konzept der Hegemonie hingegen ist zu berücksichtigen, wenn nach „echten“ römischen Männern gefragt wird. Vorliegend soll nämlich eine männliche Geschlechtskonfiguration der römischen Kaiserzeit rekonstruiert werden, die geeignet war, die Herrschaft bestimmter Männer zu legitimieren und perpetuieren. Einerseits werden mit Connells Modell jedoch weitere Ungleichheitsrelationen wie der Sozialstatus oder die Ethnizität nicht überzeugend erfasst, andererseits ist das Konzept der Hegemonie demjenigen der symbolischen Gewalt nach Bourdieu recht nahe, so dass deren Verhältnis im Folgenden zu klären ist.

Erst in seinem späteren Werk setzte sich Bourdieu dezidiert mit dem Thema Geschlecht auseinander,⁴⁴ allerdings eignet sich sein bereits früher entwickeltes Konzept des Habitus, das zur Erklärung der Reproduktion sozialer Ungleichheit diene, als methodisches Instrument, um Geschlechterverhältnisse zu analysieren.⁴⁵ Das Konzept des Habitus dient der Überwindung des Gegensatzes zwischen Subjektivismus und Objektivismus in den Sozialwissenschaften,⁴⁶ also der Gegenüberstellung von Handlung und Struktur, individuellem Subjekt und sozio-kulturellen Bedingungen seiner Position im sozialen Raum. In diesem Sinne dient der Habitus als Vermittlungsinstanz zwischen individueller Handlungspraxis sowie objektiver Struktur der Soziallage, welcher der jeweilige Akteur zuzuordnen ist:

Les conditionnements associés à une classe particulière de conditions d'existence produisent des *habitus*, systèmes de *dispositions* durables et transposables, structures structurées prédisposées à fonctionner comme structures structurantes, c'est-à-dire en tant que principes générateurs et organisateurs de pratiques et de représentations qui peuvent être objectivement adaptées à leur but sans supposer la visée consciente de fins et la maîtrise expresse des opérations nécessaires

⁴³In der Alten Geschichte gab es erst einen Versuch, Connells Konzept anzuwenden, allerdings in Kombination mit Bourdieus Konzept des Habitus: Albrecht 2016. Diese Kombination wurde in der soziologischen Forschung von Meuser vorgeschlagen: „Insofern als das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht als eine Eigenschaft der individuellen Person begreift, sondern als in sozialer Interaktion [...] (re-)produzierte und in Institutionen verfestigte Handlungspraxis, liegt diesem Konzept eine Logik zugrunde, die der des Habitusbegriffs kompatibel ist.“ Meuser 2010, 122.

⁴⁴Den Anfang bildete folgender Aufsatz: Bourdieu 1990. Einige Jahre später entstand daraus eine überarbeitete Monographie: Bourdieu 1998.

⁴⁵In der altertumswissenschaftlichen Männlichkeitsforschung wurde es insbesondere von Gleason gewinnbringend eingesetzt: Gleason 1995; vgl. auch Gunderson 2000; Albrecht 2016.

⁴⁶Bourdieu 1980, 43.

pour les atteindre, objectivement ‚régliées‘ et ‚régulières‘ sans être en rien le produit de l’obéissance à des règles, et, étant tout cela, collectivement orchestrées sans être le produit de l’action organisatrice d’un chef d’orchestre.⁴⁷

Der Habitus wird als strukturierte und strukturierende Struktur konzipiert, da er strukturiert in Form dauerhafter und übertragbarer Dispositionen eines Akteurs vorliegt, als Ensemble der von individueller Erfahrung geprägten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata,⁴⁸ und zugleich strukturierend durch diese Dispositionen das Handeln des Akteurs als generatives Prinzip bestimmt, wobei er unbewusst den Erfordernissen der Soziallage entspricht. Der Habitus besitzt die Kapazität, neue Gedanken, Wahrnehmungen, Äußerungen und Handlungen zu produzieren, jedoch ist er begrenzt durch die objektiven Bedingungen seiner eigenen Produktionen.⁴⁹ Er erzeugt einen praktischen Sinn dafür, welche Verhaltensweisen als angemessen und vernünftig zu beurteilen sind, da sie der objektiven Logik des sozialen Feldes angepasst sind, so dass unangemessene Verhaltensweisen von vornherein ausgeschlossen werden.⁵⁰

Bourdieu konzipiert den Habitus als inkorporierte und zur Natur gewordene Geschichte, so dass vergangene Erfahrungen in relativer Unabhängigkeit zur Gegenwart das gegenwärtige Handeln bestimmen, wobei weder objektiv bedingter mechanischer Zwang noch subjektive ahistorische Willensfreiheit die Erzeugung von Handlungen definieren, sondern vielmehr „[s]pontanéité sans conscience ni volonté.“⁵¹ Die Inkorporation des Habitus bewirkt, dass objektive Erfordernisse eines Feldes nicht nur in Form einer symbolischen Ordnung vorliegen, sondern in Form von Dispositionen im Körper des Akteurs selbst eingeschrieben sind durch „le processus purement social et quasi magique de socialisation.“⁵² So werde auch der Unterschied zwischen Mann und Frau „avec tous les privilèges et toutes les obligations corrélatives“ in die Körper eingeschrieben, wobei diese Differenz naturalisiert wird.⁵³

⁴⁷ Ibid. 88f. (Hervorhebung im Original).

⁴⁸ Ibid. 91.

⁴⁹ Ibid. 92.

⁵⁰ Ibid. 90, 93.

⁵¹ Ibid. 94.

⁵² Ibid. 96f.

⁵³ Ibid. 96. Als wesentlichen Faktor für die Ausbildung der geschlechtlichen Identität des Kindes bestimmt Bourdieu die gesellschaftliche Arbeitsteilung: „L’enfant construit son *identité sexuelle*, élément capital de son identité sociale, en même temps qu’il construit sa représentation de la division du travail entre les sexes, à partir du même ensemble socialement défini d’indices inséparablement biologiques et sociaux. Autrement dit, la prise de conscience de l’identité sexuelle et l’incorporation des dispositions associées à une définition sociale déterminée des fonctions sociales incombant aux hommes et aux femmes vont de pair avec l’adoption d’une vision socialement définie de la division sexuelle du travail.“ Ibid. 132.

Somit ermöglicht das Habituskonzept, Männlichkeit in unterschiedlichen, jedoch interdependenten Dimensionen zu erfassen: Römische Männer handelten als Männer, ohne permanent die Eignung ihres Handelns zu hinterfragen, als Männer anerkannt zu werden. Männlichkeit, verstanden als Ensemble unterschiedlicher regulativer Normen, existiert extrakorporal in Form von Diskursen, die Teil der symbolischen Ordnung einer bestimmten Gesellschaft sind. Zugleich werden diese in Diskursen enthaltene Normen von einzelnen Akteuren im Laufe der individuellen Sozialisation inkorporiert, so dass sie deren Handeln prägen, welches wiederum auf die soziale Ordnung zurückwirkt. Dass der Habitus nicht nur der theoretischen Erfassung der Männlichkeit dient, ist als Vorteil dieses Konzeptes anzusehen, da weitere Ungleichheitsfaktoren mitberücksichtigt werden können.

In welcher Form der Habitus strukturiert wird, hängt ab von der Soziallage des Individuums. Unterschiedliche Soziallagen sind bestimmt durch die zur Verfügung stehenden Ressourcen, die Bourdieu als eine Zusammensetzung aus ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital versteht, die sich in distinkten Lebensstilen manifestieren.⁵⁴ Somit dient der Habitus der Analyse sozialer Ungleichheit bezogen auf soziale Klassen. Mitglieder derselben Klassen besitzen jedoch nicht denselben Klassenhabitus, sondern strukturelle Varianten des Klassenhabitus, so dass die individuelle Position innerhalb der Klasse sich im jeweiligen Habitus ausdrückt.⁵⁵ Die Reproduktion sozialer Ungleichheit wird ermöglicht durch die freiwillige Selbstbeschränkung, durch *amor fati*, auch derjenigen, die Zugang zu geringeren Ressourcen erhalten, indem die gegenwärtige soziale Ordnung als eine natürliche wahrgenommen und bewertet wird.⁵⁶

Die Zustimmung zur gegenwärtigen Ordnung manifestiert sich in Form von symbolischer Gewalt, die zu verstehen ist als eine „*violence censurée et euphémisée, c'est-à-dire méconnaissable et reconnue.*“⁵⁷ Das heißt, dass Gewalt, als konkrete Artikulation von Macht bzw. Herrschaft, in unsichtbarer Form auftritt, indem die Durchsetzung des Machtanspruchs nicht mittels körperlichem Zwang, sondern mittels scheinbar freiwilliger Akzeptanz ebendieses Anspruchs erfolgt: „Symbolische Gewalt‘ zielt darauf ab, Menschen mit Hilfe symbolisch-sinnhafter Bedeutungen von oder Zuschreibungen zu Sachen, Personen, Handlungs- und Verhaltensweisen zur Hinnahme, Bejahung und Verstetigung von Strukturen, Institutionen und Akteuren gesellschaftlicher Herrschaft zu bewegen.“⁵⁸ Im Rückgriff auf das kollektive Reservoir kulturell verfügbarer Angebote zur Sinnstiftung erkennen Akteure bestimmte soziale Phänomene und Verhältnisse als legitim an, da sie wegen ihrer vermeintlichen Naturhaftigkeit als irreversibel oder sogar erstrebenswert erscheinen, so dass sie den kontingenten Charakter der gesellschaftlichen Hierarchie

⁵⁴ Bourdieu 1979. Die unterschiedlichen Kapitalsorten lassen sich wiederum in symbolische Form umwandeln.

⁵⁵ Bourdieu 1980, 101.

⁵⁶ *Ibid.* 199f.

⁵⁷ *Ibid.* 216f.

⁵⁸ Peter 2011, 12.

verkennen. Symbolische Gewalt wird an- und verkannt aufgrund des Habitus der Akteure,⁵⁹ in denen die entsprechenden Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata eingeschrieben sind, nachdem sie im Laufe der Sozialisation verinnerlicht und habitualisiert wurden. Insofern dient Bourdieus Konzeptualisierung symbolischer Gewalt ebenso der Erklärung, wieso Menschen eine gegebene Herrschaftsordnung akzeptieren, wie Gramscis Hegemonietheorie.⁶⁰

Die Unterdrückung von Frauen durch Männer benennt Bourdieu als Paradebeispiel für symbolische Gewalt.⁶¹ Damit diese symbolische Gewalt erfolgreich angewendet werden kann, müssen die Geschlechterdifferenzen naturalisiert werden:

Le paradoxe est en effet que ce sont les différences visibles entre le corps féminin et le corps masculin qui, étant perçues et construites selon les schèmes pratiques de la vision androcentrique, deviennent le garant le plus parfaitement indiscutable de significations et de valeurs qui sont en accord avec les principes de cette vision. [...] Loin que les nécessités de la reproduction biologique déterminent l'organisation symbolique de la division sexuelle du travail et, de proche en proche, de tout l'ordre naturel et social, c'est une construction arbitraire du biologique, et en particulier du corps, masculin et féminin, de ses usages et de ses fonctions, notamment dans la reproduction biologique, qui donne un fondement en apparence naturel à la vision androcentrique de la division du travail sexuel et de la division sexuelle du travail et, par là, de tout le cosmos. La force particulière de la sociodicée masculine lui vient de ce qu'elle cumule et condense deux opérations : *elle légitime une relation de domination en l'inscrivant dans une nature biologique qui est elle-même une construction sociale naturalisée.*⁶²

Bourdieu geht von realen, leiblichen Menschenkörpern aus, die er als Ausgangspunkt für die symbolische Geschlechterordnung heranzieht. Hinsichtlich der Geschlechtsorgane besteht tatsächlich ein Unterschied zwischen Männern und Frauen

⁵⁹ „L'habitus est la vis insita, l'énergie potentielle, la force dormante, d'où la violence symbolique, et en particulier celle qui s'exerce à travers les performatifs, tire sa mystérieuse efficacité.“ Bourdieu 1997, 202.

⁶⁰ Indem „die soziale Welt als selbstverständlich gegeben erscheint,“ gelinge es, „partikulare Interessen so zu verallgemeinern, dass sie scheinbar zum Interesse Aller werden.“ Voigt 2017, 36. Zum Vergleich von Doxa (Bourdieu), Hegemonie (Gramsci) und Gouvernementalität (Foucault) siehe ibid. 46f.

⁶¹ „J'ai toujours vu dans la domination masculine, et la manière dont elle est imposée et subie, l'exemple par excellence de cette soumission paradoxale, effet de ce que j'appelle la violence symbolique, violence douce, insensible, invisible pour ses victimes mêmes, qui s'exerce pour l'essentiel par les voies purement symboliques de la communication et de la connaissance ou, plus précisément, de la méconnaissance, de la reconnaissance ou, à la limite, du sentiment.“ Bourdieu 1998, 7.

⁶² Ibid. 28f. (Hervorhebung im Original).

und dieser Unterschied ist ein notwendiger Bestandteil der biologischen Reproduktion, insofern lässt sich, ohne in einen biologischen Reduktionismus zu verfallen, durchaus von einem natürlichen Unterschied sprechen. Allerdings fungiert dieser körperliche Unterschied, der nur hinsichtlich der biologischen Reproduktion relevant ist, in der symbolischen Ordnung als Legitimierungsinstanz einer Herrschaftsrelation in allen Bereichen der Gesellschaft. Die physische Differenz wird sozial konstruiert als Rechtfertigung von Herrschaft, indem auf ihren natürlichen Charakter, ihr physisches Substrat, rekuriert wird. Diese auf scheinbarer Evidenz beruhende natürliche Differenz ermöglicht den Einsatz symbolischer Gewalt, indem die daraus folgende Herrschaftsbeziehung ver- und somit anerkannt wird wegen des Anscheins ihrer Naturhaftigkeit. Im Laufe der Sozialisation werde diese Herrschaftsbeziehung in die Körper eingeschrieben und die Menschen würden entsprechend der symbolischen Geschlechterordnung zum „homme viril“ und zur „femme féminine.“⁶³

Während Bourdieu also vom Resultat her betrachtet wie Butler die Naturalisierung der Geschlechtscharaktere als eine durch symbolische Gewalt akzeptierte soziale Konstruktion auffasst, analysiert Butler den Prozess der Naturalisierung hingegen als einen ausschließlich diskursiv-sprachlichen, der aufgrund ihrer Konzeption des iterativen Charakters der Performativität des Geschlechts zu prinzipiell instabilen Geschlechtsidentitäten führt. In der vorliegenden Untersuchung wird die Repräsentation unterschiedlicher männlicher Geschlechtskörper in der kaiserzeitlichen Literatur daraufhin befragt, welche Körper als legitim männlich galten und wie diese Legitimität in der Vorstellungswelt der Römer verankert war und ihre Überzeugungsmacht erlangte. Durch welche symbolisch aufgeladenen Körperpraktiken wurden Männer zu „männlichen Männern,“ von welchen alternativen Konfigurationen körperlicher Zeichen mussten sich diese abgrenzen?

Schließlich ist ein zentrales Prinzip männlichen Handelns nach Bourdieu für diese Untersuchung ebenfalls relevant: die *libido dominandi*. Damit wird die Lust bezeichnet, an „ernsten“ Spielen teilzunehmen und durch den Gewinn die anderen Teilnehmer zu beherrschen. Diese Spiele, deren ernstestes der Krieg ist, würden bereits in der Kindheit eingeübt, während sie Frauen verwehrt blieben.⁶⁴ Das Privileg der Teilnahmefähigkeit gehe jedoch zugleich mit einer Verpflichtung einher. Permanent müssten Männer so ihre Männlichkeit beweisen, so dass Bourdieu die „virilité“, verstanden als „capacité reproductive, sexuelle et sociale, mais aussi comme aptitude au combat et à l'exercice de la violence“ als Last bezeichnet.⁶⁵ Zugleich weist er darauf hin, dass die Ehre des einzelnen Mannes immer wieder vor anderen Männern bewiesen werden müsse, damit anerkannt werde, dass er zu den „vrais hommes“ gehöre.⁶⁶ Sowohl die *libido dominandi* als auch der Männlichkeits-

⁶³ Ibid. 29.

⁶⁴ Ibid. 80.

⁶⁵ Ibid. 55.

⁶⁶ Ibid. 56.

beweis bzw. die Behauptung der eigenen Ehre erfassen die homosoziale Dimension der Männlichkeit, die hierarchisch strukturiert ist.

Betrachtet man Krieg und Politik als zentrale Handlungsfelder, um sich als Mann zu bewähren, ist es schlüssig, dieses Handlungsprinzip vorauszusetzen. Vorliegend werden jedoch nicht in Form einer prosopographischen Studie die Laufbahnen einzelner römischer Männer rekonstruiert, um die praktische Umsetzung des Prinzips in Wettbewerben unter Männern zu untersuchen. Vielmehr soll die ethnographische Darstellung der Germanen, die als Idealtypen des kriegerischen Barbaren galten, daraufhin analysiert werden, wie das Prinzip der *libido dominandi* als sozial nützliche Handlungsdisposition von Männern legitimiert wurde. Ebenso ist es bei der Analyse der rhetorischen Fachliteratur zu berücksichtigen, in der ideale römische Männer literarisch konstruiert werden, sowie im Hinblick auf die effeminierten Männer des satirischen Diskurses, die keinen Anspruch, andere zu beherrschen, verkörpern.

Der Habitus eignet sich in besonderer Weise, um die Kategorie Geschlecht analytisch zu operationalisieren, weil er einen konzeptionellen Zugang zur menschlichen Handlung und zum Körper eröffnet, der als sozialisierter Körper die symbolische Ordnung der Gesellschaft in Form von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata inkorporiert.⁶⁷ Die Inkorporierung der symbolischen Ordnung, also auch der Bedeutung der Geschlechterdifferenz, erfolgt über den individuellen Sozialisationsprozess. Der Habitus ermöglicht es, andere Identitätsmerkmale wie die ökonomische Sozillage oder Ethnizität handlungstheoretisch zu integrieren, da der Habitus an eine konkrete Person gebunden ist, die nur über einen Habitus verfügt, der nicht allein geschlechtlich geprägt ist. Mithin wird in dieser Untersuchung das Habituskonzept als Modell verwendet, um subjektive Geschlechtsidentitäten sowie deren Verhältnis zum symbolisch repräsentierten Normengefüge der römischen Kaiserzeit zu untersuchen. Wie konnte und durfte, aber auch wie musste ein Mann handeln, um als „echter“ Mann anerkannt zu werden? Entscheidend für das Verständnis dieser Handlungspotenziale sind Normen, die Bourdieu auf der Ebene der symbolischen Ordnung einer Gesellschaft, oder auch eines bestimmten sozialen Feldes verortet. Im Habitus individueller Akteure manifestieren sich die Normen ebendieser symbolischen Ordnung. Da die symbolische Ordnung maßgeblich aus Sprache besteht und durch sie Wirkung erlangt, lassen sich generative Prinzipien eines als männlich klassifizierten Habitus über literarische Quellen rekonstruieren. Auf der Ebene der Sprache ist auch Butlers diskursanalytischer Zugang zum Geschlecht zu verorten, der jedoch ausschließlich auf die Effekte sprachlich verfasster Diskurse ausgerichtet ist.

Da die Quellenbasis dieser Untersuchung in der literarischen Repräsentation der antiken Geschlechterverhältnisse liegt, mag es schlüssig erscheinen, sich auf

⁶⁷ So ließe sich die Anwendung des Habituskonzeptes auch als Versuch verstehen, „the negotiation between cultural and social approaches“ ernst zu nehmen, was Tosh nach dem *cultural turn* als eine der größten Herausforderungen der Geschichte der Männlichkeiten ansieht: Tosh 2011, 30f.

diese Analyseebene zu beschränken. Es soll jedoch der Versuch unternommen werden, den antiken Menschen nicht nur als Effekt von Diskursen, sondern als körperliches und soziales Wesen zu erfassen, das zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Kultur existierte. Diese historische Rekonstruktion antiker römischer Männlichkeit ist abhängig von und begrenzt durch die zur Verfügung stehenden schriftlichen und bildlichen Quellen, die uns keinen unmittelbaren Zugriff auf leibliche Menschen ermöglichen, aber durchaus das Potenzial bieten, die sinnhafte Deutung der antiken Lebenswelt nachzuvollziehen. Da diese Rekonstruktion antiker Verstehensprozesse sich auf die uns erhaltenen Diskurse stützt, werden im Sinne Butlers die performative und iterative Logik sprachlicher Äußerungen und regelmäßiger Aussagenformationen untersucht. Um zu untersuchen, wie das Geschlecht erzeugt wird, können überlieferungsbedingt keine Interaktionen zwischen lebendigen Körpern beobachtet werden. Jedoch bietet Butlers Konzeption der Performativität des Geschlechts einen sprachtheoretisch fundierten Zugang zur Erzeugung diskursiver Effekte, sei es die Hervorbringung normativ adäquater Konfigurationen von Männlichkeit oder auch der Ausschluss nicht intelligibler Geschlechtsidentitäten. Während Butlers heteronormativ definierte „gender coherence“ der Neuzeit offensichtlich zeit- und kulturspezifisch und somit nicht übertragbar auf antike Geschlechterverhältnisse ist, ist nicht auszuschließen, dass ein analoger interpretativer Rahmen signifikanter Differenzen und Oppositionen antike Geschlechtsidentitäten regulierte. Männlichkeit als soziale Konstruktion existiert eben nur, indem bestimmte Praktiken und Körper einen sozial definierten und somit intersubjektiv nachvollziehbaren Sinn erhalten. Solche sozialisierten Männerkörper sowie Handlungspotenziale und -restriktionen lassen sich mithilfe des Habitus, der nicht ausschließlich geschlechtlich determiniert ist, konzipieren und für die Gesellschaft der römischen Kaiserzeit rekonstruieren.

Connell bietet weder ein vergleichbares Instrumentarium, um die diskursive Konstruktion von Geschlechteridentitäten zu untersuchen, noch ein handlungstheoretisches Modell an, um individuelle Akteure in ihrem sozialen Kontext zu verstehen.⁶⁸ Erkenntnisförderndes Potenzial verspricht jedoch sein Konzept der Hegemonie sowie der daraus folgenden Konsequenzen insbesondere für homosoziale Beziehungen. Dass es eine normative Leitvorstellung davon gibt, was ein „echter“ Mann ist und was nicht, und dass diese Normen von einer Mehrheit der Männer nicht erfüllt werden (können), zugleich aber mehrheitlich Akzeptanz – sowohl bei Männern als auch bei Frauen – hervorrufen, erscheint als fruchtbarer Ansatz. Vergleichbar ist jedoch Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt.

Als Herrschaft wird hier ein institutionalisiertes hierarchisches Verhältnis in einer bestimmten Gesellschaft verstanden. Mit Herrschaft ist Macht verknüpft, die als Potenzial zur Durchsetzung eigener Interessen gegenüber anderen aufgefasst

⁶⁸ Connells Hinweise, dass der menschliche Körper sich nicht in Subjektpositionen im Diskurs auflösen lässt, ist durchaus überzeugend, jedoch bietet er kein dem Habitus vergleichbares Instrument an, um den Körper in die symbolische Ordnung einzubinden.

wird. Physische Gewalt ist ein Mittel, einen solchen Machtanspruch durchzusetzen, wobei die Wirksamkeit auf der Beeinträchtigung der körperlichen Unversehrtheit beruht; symbolische Gewalt ist die Euphemisierung und Invisibilisierung eines solchen Machtanspruchs, der wirksam ist durch den Glauben an die zutreffende Interpretation der sozialen Welt.⁶⁹ Welche Konfigurationen von Männlichkeit konnten in der römischen Kaiserzeit für sich Macht beanspruchen und Herrschaft ausüben? Ließen sich Germanen als mächtige Männer verstehen und waren römische Senatoren, die traditionelle Normen männlichen Verhaltens nicht erfüllten, von der Herrschaft ausgeschlossen?

Hegemonie versteht Connell als ein Verhältnis, welches durch einen innerhalb einer bestimmten Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt als legitim anerkannten Herrschaftsanspruch gekennzeichnet ist. Dabei handelt es sich um einen Herrschaftsanspruch, der sich auf eine kontingente soziale Konstruktion männlicher Identität stützt, die als zur Herrschaft berechtigt bewertet wird. Somit lässt sich diese Form der Herrschaft als eine Erscheinungsform symbolischer Gewalt im Sinne Bourdieus verstehen, da die Beherrschten ihre Subordination akzeptieren, indem sie ein bestimmtes sozial konstruiertes Ensemble männlich konnotierter Verhaltensweisen als herrschaftsbegründend anerkennen bzw. als natürliche Ordnung der Welt verkennen. Legitime Herrschaft kann sich jedoch gesamtgesellschaftlich keinesfalls ausschließlich auf die Ressource männlicher Autorität berufen. Verfügungsgewalt über ökonomische Ressourcen, soziale Beziehungen zu einflussreichen Familien sowie bereits zur Schau gestellte Kompetenz in der Erledigung von verantwortungsvollen Aufgaben sind ebenso zu berücksichtigen und diese Aspekte lassen sich mit den Konzepten des Habitus und sozialen Räumen erfassen. Konzeptionell müssen andere Herrschaftsressourcen als Männlichkeit immer mitgedacht werden.

Das Adjektiv „hegemonial“ soll also nicht Männer qualifizieren, die mächtig sind oder Herrschaftspositionen innehaben, aber es kann dazu dienen, Konfigurationen männlicher Habitus zu benennen, die mittels symbolischer Gewalt Macht und Herrschaft erhalten, da ihre scheinbar natürliche Autorität als „echte“ Männer sie dazu legitimiert. Dabei handelt es sich jedoch nicht um real existierende Akteure, sondern um Idealisierungen männlichen Verhaltens. Gemessen an einem solchen Modell muss jeder Mann in irgendeiner Hinsicht defizient sein, auch wenn er manche Ansprüche voll erfüllt. So lässt sich auch die permanente Verpflichtung verstehen, seine Männlichkeit bzw. männliche Ehre unter Beweis zu stellen. Trotz institutioneller patriarchaler Privilegierung müsste so fortwährend ein Mangel in der Selbst- und Fremdwahrnehmung bestehen, wenn Männer in jeder Situation „echte“ Männer sein wollen. Zu suchen ist nach Prinzipien, die sich aus Normen und Idealisierungen dieser Normen ableiten lassen und die verallgemeinerbar sind als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata von römischen Männern.

⁶⁹ Diese Definition der Begriffe „Herrschaft“, „Macht“ und „Gewalt“ ist eng angelehnt an Peter 2011, 12f.

Von der Macht einzelner Männer, die unter anderem auf ihrer Männlichkeit beruht, zu unterscheiden, ist die Macht der symbolischen Ordnung, Menschen zu vergeschlechtlichen. Soziologisch betrachtet handelt es sich zunächst um den Prozess der Sozialisation, im Laufe dessen das Individuum lernt, die kulturell codierten Zeichen geschlechtlicher Askription zu lesen. Dadurch wird es in die Lage versetzt, selbst eine eindeutig dekodierbare Geschlechtsidentität zu erlangen, indem es durch Imitation oder infolge einer Unterweisung einen entsprechenden Habitus ausbildet. Die Vergeschlechtlichung endet jedoch nie, sondern setzt sich vielmehr in jeder Interaktion durch geschlechtsperformative Handlungen fort, die den Regeln der symbolischen Ordnung entsprechend gedeutet und bewertet werden. Aus diskursanalytischer Perspektive reguliert der Diskurs, welche Konfigurationen männlicher Identität überhaupt denk- und sagbar sind. Nur der zitاتفörmige Anschluss an bereits bestehende geschlechtsperformative Handlungen kann eine von anderen als erfolgreich anerkannte, also intelligible Performanz ermöglichen, und zugleich ist die Wahl des Anschlusses durch die Grenzen des Denk- und Sagbaren begrenzt.

Verhindert die unpersönliche Macht der symbolischen Ordnung also Veränderung und stellt der Habitus ein unbewusstes und unentrinnbares Schicksal dar? Connell weist darauf hin, dass jede Form hegemonialer Männlichkeit dem historischen Wandel unterliegen kann: „When conditions for the defence of patriarchy change, the bases for the dominance of a particular masculinity are eroded. New groups may challenge old solutions and construct a new hegemony.“⁷⁰ Sozialer Wandel ist möglich, nur die Verteidigung des Patriarchats sei eine zeitüberdauernde Konstante. Sollte aufgrund sozialen Wandels der Habitus nicht mehr geeignet sein, um sich erfolgreich im sozialen Raum zu behaupten, können laut Bourdieu unterschiedliche Strategien, von Anpassung bis zur Revolte oder Resignation, eingesetzt werden.⁷¹ Ob die römische Kaiserzeit eine Veränderung männlicher Habitus erforderte, eine Anpassung an die objektive Logik eines veränderten sozialen Raumes, wird im Laufe der Untersuchung zu klären sein. Männer waren vor, während und nach dem Untersuchungszeitraum mit institutioneller Herrschaft ausgestattet und Frauen waren aus wesentlichen Bereichen des Lebens, den „ernsten Spielen“ des Krieges und der Politik, prinzipiell ausgeschlossen. Es stellt sich also nicht die Frage, ob Männer herrschten, sondern wie sich ihre Macht legitimieren

⁷⁰ Connell 2005, 77. Zu Recht konstatiert Connell auch, dass das Geschlecht nicht nur „a product of history“, sondern auch „a producer of history“ sei. Ibid. 81 (Hervorhebung im Original).

⁷¹ „En effet, la rémanence, sous la forme de l’habitus, de l’effet des conditionnements primaires rend raison aussi et aussi bien des cas où les dispositions fonctionnent à *contretemps* et où les pratiques sont objectivement inadaptées aux conditions présentes parce qu’objectivement ajustées à des conditions révolues ou abolies. La tendance à persévérer dans leur être que les groupes doivent, entre autres raisons, au fait que les agents qui les composent sont dotés de dispositions durables, capables de survivre aux conditions économiques et sociales de leur propre production, peut être au principe de l’inadaptation aussi bien que de l’adaptation, de la révolte aussi bien que de la résignation.“ Bourdieu 1980, 104f.

ließ. Dazu ist zu klären, welche Bedeutung Männlichkeit und somit auch dem Geschlecht im Allgemeinen in der römischen Kaiserzeit zugemessen wurde. Es gilt also zu rekonstruieren, wer als „echter“ Mann galt und wie ein dementsprechender Habitus als autoritär legitimiert wurde und zugleich Macht legitimierte.

1.3 Männlichkeit in den Altertumswissenschaften

Eine Untersuchung zur Konstruktion von Männlichkeit in der antiken Literatur wäre nicht denkbar ohne die Vorarbeiten der Frauenforschung, die als „women's history“ Ende der 1960er Jahre in den USA entstand. Zum einen verbreitete sich diese neue Perspektive, historische Forschung zu betreiben, geographisch, so dass auch in Europa und Deutschland, mit gewisser zeitlicher Verzögerung auch in den Altertumswissenschaften, Frauenforschung betrieben wurde; zum anderen verbreitete sich aber auch der Fokus. Während anfangs vorwiegend Frauen im Blick der Forschung standen, den „großen Männern“ der Geschichte auch „große Frauen“ als historische Akteurinnen nebenan gestellt wurden oder überhaupt die bisher vernachlässigten Erfahrungen der weiblichen Hälfte der Menschheit in den Vordergrund gerückt wurden,⁷² weitete sich der Blick in den 70er Jahren auf Geschlechterverhältnisse und -identitäten, so dass sich das Geschlecht zu einer analytischen Kategorie entwickelte, die Scott 1986 für die Geschichtswissenschaft mustergültig systematisierte.⁷³ In den 90er Jahren setzte sich endgültig eine konstruktivistische Sicht auf das Geschlecht durch: „Das Streben nach einer stabilen Gewissheit darüber, was Männer und Frauen ‚eigentlich‘ seien, war der Einsicht gewichen, dass sich Geschlecht in einem permanenten Konstruktionsprozess von Abgrenzungen und Anlehnungen befindet.“⁷⁴

Insgesamt lässt sich in der altertumswissenschaftlichen Forschung beobachten, dass die Zahl der Publikationen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte diejenigen, deren Fokus speziell auf Männlichkeiten liegt,⁷⁵ weit übersteigt. Angesichts der Entwicklung dieser Forschungsrichtung überrascht dieser Befund nicht. In den Altertumswissenschaften entstanden vermehrt Schriften zum Geschlecht in den 80er Jahren, wobei es sich beinahe ausnahmslos um Werke zur antiken Sexualität und Familie handelte. Vom antiken Griechenland ausgehend entwickelte sich ein

⁷² Eine Vorreiterin für die Epoche der Antike war Pomeroy 1975.

⁷³ Siehe Kapitel 1.2.

⁷⁴ Martschukat / Stieglitz / Albrecht 2016, 106.

⁷⁵ Exemplarisch bildet dies die Reihe „IPHIS – Gender Studies in den Altertumswissenschaften“ ab. Nur im zweiten („Rollenkonstrukte in antiken Texten“, Fuhrer / Zinsli 2003) der bislang acht erschienenen Bände dieser Reihe sind eine Mehrzahl der Beiträge dezidiert antiken Männlichkeiten gewidmet. Drei Sammelbände zur altertumswissenschaftlichen Männlichkeitsforschung wurden zuletzt veröffentlicht: Foxhall / Salmon 1998a, Foxhall / Salmon 1998b, Rosen / Sluiter 2003. Ein weiterer Sammelband ist nicht ausschließlich antiken Männlichkeiten gewidmet, berücksichtigt diese aber: Hartmann / Hartmann / Pietzner 2007.

eigener Strang der Männlichkeitsforschung zur antiken Sexualität, der nie abbriss und sich bis in die Gegenwart fortsetzt. Ein frühes und bleibendes Interesse der Männlichkeitsgeschichte richtete sich auf antike männliche Homosexualität. Zur Geschichte römischer Männlichkeit entstanden mehrere Arbeiten, die vom Feld der Rhetorik ausgehen. Sowohl im Bereich der Sexualität als auch der Rhetorik werden körperhistorische Fragen thematisiert. Die Familie wird sinnvollerweise eher im Rahmen allgemeiner Geschlechter- denn als Männlichkeitsgeschichte untersucht, jedoch schmälert das nicht ihre Relevanz für die Konstruktion antiker Männlichkeit, da Männlichkeitsgeschichte aufgrund der Relationalität des Geschlechts immer auch die allgemeine Geschlechtergeschichte tangiert. Vereinzelt liegen männerhistorische autorenbezogene sowie lexikographisch oder begriffshistorisch orientierte semantische Studien vor. Zumeist handelt es sich in der altertumswissenschaftlichen Geschlechterforschung um kulturwissenschaftliche Zugänge, die häufig explizit oder implizit auf Foucault oder Bourdieu rekurren,⁷⁶ bisweilen Butler oder kulturanthropologische Zugänge rezipieren.

1.3.1 Sexualität

Den Schwerpunkt und zugleich auch Ausgangspunkt der Forschung zu Männlichkeiten in der Antike bildet die Sexualität. Enorm einflussreich wurde Dovers⁷⁷ Forschung zur griechischen Homosexualität. Seine wegweisende Erkenntnis lag darin, dass es keine homosexuelle Identität im Sinne der Moderne gab, da nicht die sexuelle Objektwahl in der Antike identitätsbildend war, sondern das Verhältnis von Dominanz und Unterwerfung als Ausdruck von Macht entscheidend war. Somit sei die maßgebliche Differenz nicht gewesen, ob man „homo-“ oder „heterosexuell“ sei, sondern ob man eine aktive oder passive Rolle beim Geschlechtsakt einnehme, ob man also selber einen anderen Körper penetriere oder der eigene Körper penetriert werde. Dieses Modell wurde von Veyne auch für die römische Kultur erklärend eingesetzt.⁷⁸ Noch größeren Einfluss übte Foucault auf die altertumswissen-

⁷⁶Seine Arbeit, die sich explizit mit Männlichkeit befasst, hat noch keinen wesentlichen Eingang in die Forschung gefunden, während sein Habituskonzept oft implizit vorausgesetzt wird. Zu Foucault siehe unten.

⁷⁷Dover 1978.

⁷⁸Veyne 1978, 50. Veyne erläutert die mit sexueller „Passivität“ einhergehende Vorstellung einer subordinierten sozialen Position: „Ce qui est honteux, c’est de se mettre au service du partenaire sexuel: c’est là une attitude d’esclave.“ Ibid. 53. Für Skinner ist das Penetrationsmodell sogar besser geeignet, um die römische Kultur zu erklären: Skinner 2005, 214. Walters stellt fest, dass der freigegebene römische Mann als „impenetrable penetrator“ an der Spitze einer Hierarchie anzusiedeln sei, die durch die Macht definiert sei, Körpergrenzen zu verletzen: „It is within this wider pattern, which sees the body as potentially subject to invasion from a more powerful external force, and social superiority as, symbolically at any rate, consisting in the ability to protect one’s body and even invade the body of others, that the Romans’ obsession with seeing sexual activity in terms of an active/passive polarity, and

schaftliche Beschäftigung mit antiker Sexualität aus durch seine drei Bände zur Geschichte der Sexualität.⁷⁹ Im ersten Band⁸⁰ stellt er die These auf, dass „Sexualität“ als Wissensordnung sowie daraus resultierende Identitäten wie der „Homosexuelle“ ein Produkt der Moderne seien. Im zweiten Band⁸¹ schließt Foucault an Dover an und leitet aus philosophischen Texten das Konzept der Selbstbeherrschung als zentrales Ideal griechischer Männlichkeit ab:

La maîtrise de soi est une manière d'être homme par rapport à soi-même, c'est-à-dire de commander à ce qui doit être commandé, de contraindre à l'obéissance ce qui n'est pas capable de se diriger soi-même, d'imposer les principes de la raison à ce qui en est dépourvu; c'est une façon, en somme, d'être actif, par rapport à ce qui de nature est passif et doit le demeurer. Dans cette morale d'hommes faite pour les hommes, l'élaboration de soi comme sujet moral consiste à instaurer de soi-même à soi-même une structure de virilité: c'est en étant homme par rapport à soi qu'on pourra contrôler et maîtriser l'activité d'homme qu'on exerce vis-à-vis des autres dans la pratique sexuelle. Ce à quoi il faut tendre dans la joute agonistique avec soi-même et dans la lutte pour dominer les désirs, c'est le point où le

their linking of this polarity with a conception of manhood, should be placed.“ Walters 1997, 41. Siehe auch: Parker 1997. Fredrick überträgt die Vorstellung der sexuellen Penetration auf „a wide variety of grating, piquant, agonizing, delightful, or otherwise unignorable physical sensations“, um so „the concerted action of economics, politics, gender, and sexuality“ in den Blick zu nehmen: Fredrick 2002, 237.

⁷⁹Obwohl nur der dritte Band sich explizit mit Rom befasst, hat gerade dieser wegen seiner willkürlichen und teilweise kontextfreien Quellenauswahl und -analyse die altertumswissenschaftliche Geschlechterforschung kaum geprägt. Auch die vorliegende Arbeit kann nicht an seine These anschließen, dass die (männlichen) Individuen sich in der römischen Kaiserzeit mäßigten und selbst beherrschten, um sich selbst zu vervollkommen: Foucault 1984b. Die Defizite speziell hinsichtlich seiner Behandlung der römischen Antike formuliert Richlin prägnant: „In the third volume he collapses Hellenistic into Roman, Republic into Empire, and all the emperors into each other, skipping a hundred years of civil war and the drastic social changes that accompanied it. In fact, with some exceptions, he skips the first eight or nine hundred years of Roman culture altogether, focusing on the high Empire (second century A.D.) and concluding that it marked a change – primarily, as far as I can see, because he was unfamiliar with any earlier Roman periods.“ Richlin 1992 [1983], xv; vgl. Cohen / Saller 1995. Bei allen Defiziten seiner Analyse der römischen Antike können seine wesentlich ahistorisch entwickelten Analysekatoren dennoch genutzt werden: „Even though the relationship to Foucault can be strained, it is clear that his questions have proven to be the ones around which much of the contemporary debate on ancient sexuality is oriented.“ Gunderson 2000, 23 Fn. 44.

⁸⁰Foucault 1984 [1976]. Sexualität versteht Foucault nicht als körperliche Praktiken, sondern als eine diskursive Formation, die auf Individuen Macht ausübt, indem sie diese als Subjekte dieses Diskurses erzeuge. Demnach liege die durch den Diskurs erzeugte Wahrheit des Individuums, wer er eigentlich ist, in seiner Sexualidentität.

⁸¹Foucault 1984a.

rapport à soi sera devenu isomorphe au rapport de domination, de hiérarchie et d'autorité qu'à titre d'homme et d'homme libre, on prétend établir sur ses inférieurs; et c'est à cette condition de ‚virilité éthique‘ qu'on pourra, selon un modèle de ‚virilité sociale‘, donner la mesure, qui convient à l'exercice de la ‚virilité sexuelle‘. Dans l'usage de ses plaisirs de mâle, il faut être viril à l'égard de soi-même, comme on est masculin dans son rôle social. La tempérance est au sens plein une vertu d'homme.⁸²

Die Doversche Konzeption von Aktivität/Passivität bzw. Dominanz/Unterwerfung erweitert und verändert Foucault somit grundlegend, indem er den Mann in Beziehung zu sich selbst setzt:⁸³ Die Dominanz des Mannes besteht folglich nicht nur in seiner Beherrschung anderer, sondern auch seiner selbst, um somit frei vom Verlangen der eigenen Begierde nach sinnlichem Genuss zu sein. Die Beherrschung des eigenen Körpers kann auf diese Weise homolog zur Beherrschung des Sexualpartners gedacht werden, gesellschaftliche Herrschaft von Männern über Frauen entspricht mithin als wesentliche Norm männlichen Handelns der ethischen Selbstkontrolle. Dieses auf dem Einsatz der Vernunft basierende Ideal bewirke, dass ein Mangel an Selbstbeherrschung und Mäßigung als weiblich gilt, so dass Männer, die diese Norm nicht beachten, ebenfalls als weiblich bezeichnet werden können.⁸⁴ Somit besteht semantisch eine Kontiguitätsrelation zwischen Effeminierung und Maßlosigkeit.

Foucaults Erkenntnisse zur antiken männlichen Identität fließen in der Folge auch in die Geschlechterforschung zur römischen Antike ein.⁸⁵ Bereits 1983 untersuchte Richlin⁸⁶ aus feministischer und psychoanalytischer Perspektive den obszönen Hu-

⁸² Ibid. 96.

⁸³ „En d'autres termes, pour se constituer comme sujet vertueux et tempérant dans l'usage qu'il fait de ses plaisirs, l'individu doit instaurer un rapport à soi qui est du type ‚domination-obéissance,‘ ‚commandement-soumission,‘ ‚maîtrise-docilité‘ [...]. C'est ce qu'on pourrait appeler la structure ‚héautocratique‘ du sujet dans la pratique morale des plaisirs.“ Ibid. 82. Hier erkennt man deutlich die Hinwendung des Forschungsinteresses zur Konstituierung von Subjekten, welches den dritten Band ebenso prägt.

⁸⁴ Ibid. 98.

⁸⁵ Neben Vorwürfe einer verengten Quellenauswahl und unzureichender Quellenkritik trat vor allem Kritik aus der feministischen Forschung. Foxhall weist darauf hin, dass Foucault die Konstituierung weiblicher griechischer Subjekte ignoriert, da er nur den herrschenden männlichen Diskurs untersucht: Foxhall 1998. Richlin kritisiert die Verengung auf den philosophischen Diskurs in beiden die Antike betreffenden Bänden und zweifelt an der Eignung dieses Zugangs, weibliche Subjekte in den Blick zu nehmen: Richlin 1998.

⁸⁶ Richlin 1992 [1983]. In der überarbeiteten zweiten Auflage nimmt Richlin explizit auf Foucault Bezug und behauptet, dass seine selektive Lektüre medizinischer und philosophischer Fachtexte nur ein unvollständiges Bild antiker, insbesondere römischer, Sexualität (verstanden als soziale Praxis und nicht als diskursive Formation) erzeuge. Ihre Monographie hingegen „displays what Foucault left out and should provide nonclassicists with a clearer and much more detailed idea of what Roman social realities might have been like.“ Ibid. xv. Fou-

mor in der römischen Literatur, wobei ihr unter anderem Epigramme Martials⁸⁷ als Quelle dienen. Als Modell gilt ihr der in Rom beliebte ithyphallische Gartengott Priapus,⁸⁸ der die Erzählperspektive derart präge, dass er als „a strong male of extreme virility“ seine Opfer mit Vergewaltigung bedrohe und mit Obszönitäten beschmutze, damit die Rezipienten sich mit ihm identifizieren könnten und die soziale Hierarchie bestätigt werde.⁸⁹ Römische männliche Sexualität wirkt aus Richlins Perspektive als aggressives Bemühen darum, Dominanz herzustellen. Der Humor stelle somit einen patriarchalen Diskurs dar, da die Repräsentation des Sexualverhaltens vergeschlechtlichte Machtverhältnisse reproduziere. Aus der Freudschen Humortheorie leitet Richlin ab, dass die gemeinsame Gruppenidentität gestärkt werde durch den Konsens zwischen Produzenten und Rezipienten der sexuell aggressiven Witze. Dies gelte auch für die Inversion des Priapus: „he is the virile, warlike male unmanned, placed in humiliating situations, defiled by disgusting acts and foul substances.“⁹⁰ Die Rezipienten könnten über diese entmännlichte Figur lachen und sich überlegen fühlen oder sich mit ihr identifizieren und über die Erniedrigung lachen, die für ihr eigenes Leben jedoch konsequenzlos bleibe.

Am Ende der 80er Jahre rezipiert Cantarella⁹¹ Veyne und Foucault und erweitert mit einem rechtshistorischen Schwerpunkt den Blick auf die römische Antike. Obwohl die *lex Sca[n]tina* sexuelle Beziehungen zwischen freien erwachsenen Männern und jungen männlichen Sklaven verbot, hätten diese in Rom vermehrt stattgefunden. Cantarella geht auch davon aus, dass sich sexuelle Beziehungen auch zwischen erwachsenen Männern verbreitet hätten und meint, die Ursachen dafür einerseits im griechischen Kulturkontakt, andererseits im effeminierten Verhalten hochgestellter Persönlichkeiten, wie Caesar, erkennen zu können.⁹² Da Männlichkeit sich an physischer Kraft, militärischer Überlegenheit, persönlichem Charakter und Sexualität bemesse, habe Caesar in seiner Selbstdarstellung seine sexuellen Defizite durch seine militärischen Erfolge ausgleichen können. Er habe

cault ignoriere vor allem das „Obszöne“: „genital and copulative practice and language perceived by their subjects as shaming.“ Ibid. xvi.

⁸⁷ Ohne das Geschlecht als analytische Kategorie aufzufassen, analysiert Obermayer die mann-männliche Homoerotik in den Epigrammen Martials ausführlich mit besonderem Augenmerk auf die Narratologie: Obermayer 1998.

⁸⁸ „I chose the figure of the ithyphallic god Priapus, who threatens to rape thieves who enter his garden, as a synecdochic embodiment of the sexuality consciously constituted in these Roman texts: male, aggressive, and bent on controlling boundaries.“ Richlin 1992 [1983], xvi. Vgl. zur Konzeptualisierung der römischen Sexualität als „sexualité de viol“ Veyne 1978, 53.

⁸⁹ Richlin 1993 [1983], 58.

⁹⁰ Ibid. 59.

⁹¹ In ihrer ursprünglich im Jahre 1988 veröffentlichten Studie nimmt sie sowohl Griechenland als auch Rom in jeweils vier Kapiteln zu unterschiedlichen Epochen in den Blick: Cantarella 2002 [1988].

⁹² Ibid. 155f. Sie deutet die römische „Homosexualität“ als eine rein aktive Form der mit körperlichem Zwang einhergehenden Gewalt, die in einem isomorphen Verhältnis zum Krieg und dem Verhältnis zwischen *dominus* und Sklavem stehe. Ibid. 100; 218.

somit zugleich demonstriert, dass auch ein „echter“ Mann eine sexuell passive Rolle einnehmen könne.⁹³ Diese Argumentation stützt sich primär auf soldatische Spottgedichte, deren Inhalt Cantarella anscheinend mit der Realität gleichsetzt.⁹⁴ Der von ihr diagnostizierte Wandel im geschlechtlichen Verhalten kann daher sowohl in der Diagnose wie auch Analyse nicht überzeugen. Wichtig aber ist der Hinweis auf die Berücksichtigung weiterer Männlichkeitsressourcen außer der Sexualität.

Mit einem kritischeren Blick untersucht zu Beginn der 90er Jahre Edwards⁹⁵ unter Rückgriff auf Foucault und Bourdieu moralisierende Diskurse der frühen Kaiserzeit, deren Funktion darin bestanden habe, die Mitgliedschaft in der römischen Elite zu regulieren, indem soziale Normen konstruiert und deren Transgression sanktioniert wurde. Moralische Diskurse liest sie als politische, die soziale Ordnung reproduzierende. Geschlechterhistorisch bedeutsam sind ihre Ausführungen zur *mollitia*.⁹⁶ So demonstriert sie, wie das Konzept der *mollitia* in Sexualitäts- und Geschlechterdiskursen und in „oppositions between sophistication and vigour, between Greek and Roman“ einzuordnen ist.⁹⁷ Vor allem war der Vorwurf der *mollitia* ein Mittel, um in der politischen Auseinandersetzung den Gegner zu verweiblichen und zu degradieren:

For a Roman to suggest that a man was behaving like a woman was to imply that he was inferior to other men. Conversely, to suggest that a man was inferior to other men in that he was promiscuous, luxurious, lazy or cowardly, was to imply that he was in some ways like a woman.⁹⁸

Diese Verweiblichung von Männern habe durch die diskursive Konzentration auf „legitimate male power“ zugleich die patriarchale Ordnung bestärkt.⁹⁹ Darüber hinaus sei die moralisch-geschlechtliche Differenz verknüpft mit einer ethnischen Dimension, wie sie etwa durch Cato und andere seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. proklamiert wurde: Der luxuriöse „weiche“ Lebensstil, der als moralisch verurteilenswert und weiblich gekennzeichnet war, könne als griechisch repräsentiert werden durch „imported wine and perfume, leisure, feasting, love

⁹³ Ibid. 163.

⁹⁴ Z.B.: *ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias / Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem*, Suet. *Iul.* 49.

⁹⁵ Edwards 1993.

⁹⁶ Ibid. 63–97. Katalogisiert werden Merkmale der *mollitia* als Zeichen eines effeminierten Mannes in der griechisch-römischen Antike von Herter 1959; für die römische Geschlechterordnung führt Williams eine semantische Analyse des Lexems „-moll“ durch: Williams 2013.

⁹⁷ Ibid. 67.

⁹⁸ Ibid. 78.

⁹⁹ „Accusations of effeminacy drew attention to the difference between men and women, investing it with a powerful moral resonance and thereby serving to reinforce and legitimate male power over women.“ Ibid.

and literature“ und stehe damit im Gegensatz zu römischer Sparsamkeit und Tapferkeit im Krieg.¹⁰⁰ Eine derartige Kritik könne eine Strategie darstellen, „the threat to Rome’s cultural identity“ bzw. den Wert von „Greek sophistication“ zu verringern. Abweichend von einer simplifizierenden Einteilung in gutes „aktives“ und schlechtes „passives“ Verhalten, wobei letzteres der *mollitia* entspreche, stelle die *continentia* einen besseren Schlüssel zum Verständnis des Konzepts dar. So könne auch der sexuell hyperaktive Mann als ein *mollis* bezeichnet werden, da es ihm an Selbstkontrolle mangle.¹⁰¹ So erweise sich, dass eine Geschlechtsidentität nicht einfach anhand dieser Scheidelinie bestimmt werden könne: „to be male‘ was a rather more complex business even in specifically sexual contexts.“¹⁰² Sowohl die Komplexität als auch die Fragilität männlicher Identitäten im antiken Rom deuten sich in Edwards’ Werk bereits an, ebenso wie Zusammenhänge zu den Strukturkategorien der Sozialklasse und Ethnizität.

Die bisherige Forschung zur männlichen (Homo-)Sexualität der römischen Antike integrierend und auf eine erschöpfende literarische Quellenbasis zurückgreifend bringt Williams¹⁰³ diesen Forschungsstrang vorläufig zum Abschluss.¹⁰⁴ Synchronisch analysiert Williams literarische Zeugnisse eines ambitioniert gewählten Zeitraums (200 v. Chr. bis 200 n. Chr.) und betont die Kontinuität der „ideology [of masculinity].“¹⁰⁵ Für die männliche Sexualität ließen sich drei „traditional protocols governing sexual practices“ ausmachen: „a self-respecting Roman man“ müsse sich an die Regeln des Penetrationsmodells halten, Ehefrauen freigeborener Römer seien als Sexualobjekte ausgeschlossen und schließlich lasse sich noch „a noticeable proclivity toward smooth young bodies“ erkennen.¹⁰⁶ Ausgehend vom Penetrationsmodell unterscheidet er vier Typen nach Sexualpraxis kategorisierter Geschlechtsidentität: Männer und Frauen ließen sich jeweils in zwei Untergruppen einteilen, nämlich hinsichtlich sexueller Penetration als „*insertive* and *receptive*“, wobei „*insertive male*“ sowie „*receptive female*“ normativ seien, während „*receptive male*“ sowie „*insertive female*“ als deviant repräsentiert würden,¹⁰⁷ wobei die hierarchische Struktur sexueller Relationen ebenfalls relevant sei.¹⁰⁸ Williams greift Rich-

¹⁰⁰ Ibid. 93.

¹⁰¹ Ibid. 82. Vgl. Dupont / Éloi 2001, 89f.

¹⁰² Ibid. 84.

¹⁰³ C. Williams 1999.

¹⁰⁴ Gleason bezeichnet die Monographie (C. Williams 1999) als „a landmark work of scholarship.“ Gleason 2001, 236.

¹⁰⁵ C. Williams 1999, 13.

¹⁰⁶ Ibid. 18f.

¹⁰⁷ Ibid. 215 (Hervorhebung im Original).

¹⁰⁸ „[A] Roman man could acceptably participate in hierarchically constructed sexual relations with his wife, his slaves, or prostitutes of either sex, and, as long as the man maintained the image of dominance, the slaves or prostitutes that he used could be of any age.“ Ibid. 95. Laut Meyer-Zwiffelhofer würden sexuelle Beziehungen als Herrschaftsbeziehungen objektiviert, so dass aus der Sexualität Rückschlüsse auf die „soziale und politische ‚Potenz‘“ freier Männer möglich seien (Meyer-Zwiffelhofer 1995, 213).

lins Terminologie auf und leitet aus den Quellen ein „Priapic model of masculinity“ ab im Sinne einer hyperaggressiven männlichen Sexualität,¹⁰⁹ jedoch muss er „a certain tension inherent in the Priapic model of masculine identity“ einräumen.¹¹⁰ So bestätigt er Edwards,¹¹¹ indem er konstatiert: „An effeminate man cedes control and is dominated, whether by his own desires and fears or by others’ bodies.“¹¹²

Mithin kristallisiert sich in seinen Ausführungen als zentrales Element römischer Männlichkeit die Herrschaft über sich selbst und andere heraus.¹¹³ Während Foucaults ursprüngliches Konzept der Selbstbeherrschung von dem griechischen Mann als Subjekt des philosophischen Diskurses ausging, dessen Streben auf die Verwirklichung des Ideals der Mäßigung ausgerichtet war,¹¹⁴ führt Williams die Bedeutung der Selbstbeherrschung auf „the tenuousness and artificiality of a constructed identity in need of policing and control“ zurück.¹¹⁵ So setzten sich Männer, deren Verhalten als effeminiert gedeutet werden könnte, der Gefahr aus, ihren Anspruch auf Männlichkeit zu verlieren.¹¹⁶ Zur Deutung von Männlichkeit und Weiblichkeit diene somit die binäre Struktur „domination/submission“, die homolog zu „moderation/excess; hardness/softness; courage/timidity; strength/weakness; acti-

Insofern stelle das Geschlechtsleben „eine Allegorie der politischen und sozialen Ordnung“ dar (ibid. 16).

¹⁰⁹ C. Williams 1999, 18. Gestützt auf Text- und Bildquellen illustriert er für Rom „a frank interest in conspicuous phallic endowment, whether out of sexual desire or out of admiration for male potency.“ Daraus lasse sich „a clear function within Roman ideological systems“ ableiten, nämlich die Affirmation der „supremacy of the phallus“, wodurch die „interrelationship of desire and power“ offenbart werde. Damit bestehe ein Unterschied zu griechischen Quellen, die ein derartiges Phänomen nicht stützten. Ibid. 91. Vgl. Richlin: 1992 [1983].

¹¹⁰ C. Williams 1999, 153.

¹¹¹ Edwards 1993, 84. Beide beziehen sich auf den älteren Seneca: Sen. *contr.* 1 *praef.* 8f.

¹¹² C. Williams 1999, 153. Corbeill erkennt in politischer Invektive gegen effeminierte Männer ebenfalls „the seemingly oxymoronic combination of passive, effeminate subservience and violent, male lust.“ Diese Kombination biete dem Ankläger die Möglichkeit, „the worst vices“ beider Geschlechter anzuführen: Corbeill 1996, 149.

¹¹³ „Masculinity meant being in control, both of oneself and of others, and femininity meant ceding control.“ Ibid. 137.

¹¹⁴ Foucault 1984a, 76; 82; 88f.; 91; 95f.

¹¹⁵ C. Williams 1999, 142. Den Unterschied zu Foucault stellt Williams selbst jedoch nicht heraus. Zur Instabilität der antiken römischen Konstruktion männlicher Identität vgl. Gunderson 2000.

¹¹⁶ „Thus a man who is found guilty of excessive grooming, yet is aggressively active in seeking penetrative sexual relations with women, is effeminate; a man who plays the receptive role in anal intercourse is automatically effeminate, no matter how bold or courageous he might be in the arena of public life; equally effeminate is a man who leads a luxurious, self-indulgent life, surrounding himself with loose women. In other words, if a man breaks just one rule, he loses the game; in the balancing act of masculinity, one stumble can ruin the entire performance.“ Ibid. Den Zusammenhang zwischen Effeminierungsvorwürfen und der Performanz einer Geschlechtsidentität beschreibt er durchaus zutreffend, ob jedoch ein einziger Fehltritt genügt, um als Scheitern betrachtet zu werden, erscheint fraglich.

vity/passivity; sexual penetration/being sexually penetrated“ zu verstehen sei.¹¹⁷ In diesem Rahmen seien auch Effeminierungsvorwürfe zu deuten, so dass diese in ihrer Absicht eher als Hinweise auf „a gendered identity“ als auf „a sexual practice“ zu verstehen seien.¹¹⁸ Während es Williams also gelingt, durch Konturierung, Kategorisierung und schließlich Modellbildung zahlreiche Fortschritte hinsichtlich des römischen Verständnisses normativer und devianter männlicher Sexualität sowie des Deutungsmusters der „ideologies of masculinity“ zu erzielen, unterlässt er es jedoch, die Begriffe „gendered identity“ oder „ideology“ sowie deren Verhältnis zur sozialen Praxis theoretisch zu konzeptualisieren.

1.3.2 Rhetorik

Gleason¹¹⁹ untersuchte als erste mittels Bourdieus Habituskonzeptes die Semiotik männlicher körperlicher Selbstdarstellung im Feld der Rhetorik. Anhand des effeminierten Favorinus und des hyper-maskulinen Polemo als Repräsentanten der Zweiten Sophistik im Spiegel präskriptiver Textquellen analysiert sie die Konstruktion alternativer, sich widersprechender männlicher Geschlechtsidentitäten, die dennoch beide „mächtig“ waren in dem Sinne, dass sie Autorität beanspruchen und Dominanz über ihre Opponenten ausüben konnten. In den untersuchten physiognomischen, medizinischen und rhetorischen Lehrbüchern erkennt Gleason „a heightened level of conscious awareness about deportment training“ und deutet dies als Indiz für eine Störung der „wordless replication of the elite *habitus*.“¹²⁰ Aus der Analyse physiognomischer Quellen gewinnt Gleason die Einsicht, dass ein als männlich akzeptierter Geschlechtskörper weniger durch das Vorhandensein männlich konnotierter Zeichen konstruiert wurde, sondern primär über die Abwesenheit von Anzeichen einer Effeminierung.¹²¹ Zum Verhältnis der diskursiven Repräsentation und gelebten Praxis der effeminierten Männer, die von ihr als „dandies“ bezeichnet werden, gelangt sie zu einer wesentlichen Einsicht:

Were all dandies pathics? If depilation, dainty grooming, and sing-song speech were universally ridiculed as explicit signposts of sexual passivity, we must wonder why any man would court censure by ad-

¹¹⁷ Ibid. „[T]he language of masculinity often invokes such notions as *imperium* („dominion“) and *fortitudo* („strength“), whereas the essence of a weak femininity, embodied in women and effeminate men, is *mollitia* („softness“).“ Ibid. 127. Vgl. Edwards 1993, 67.

¹¹⁸ C. Williams 1999, 222.

¹¹⁹ Gleason 1995. Ein zentrales Kapitel lag bereits 1990 in folgender Veröffentlichung vor: Gleason 1990.

¹²⁰ Gleason 1995, xxv. Gleason behandelt die griechisch-römische Kultur des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts einheitlich. Zur griechischen rhetorischen Ausbildung zu Zeiten römischer Herrschaft mit dem Ziel, sich durch Nachahmung „the habits, the look, of a manly man“ anzueignen, siehe Connolly 2003, 287.

¹²¹ Ibid. 61.

opting such practices unless he wished explicitly to advertise himself a pathic. The answer seems to be that these habits, while they might in some circumstances constitute a shorthand key to their practitioner's sexual preferences, might also bear a more generalized penumbra of meaning and indicate nothing more than his aspirations to elegance.¹²²

Somit plädiert Gleason dafür, *mollitia* weniger als einen Hinweis auf bestimmte sexuelle Praktiken zu verstehen, sondern als Inkorporation kulturellen Kapitals, welches zwischen „Verfeinerung“ und „Dekadenz“ changierte und personen- oder kontextgebunden sehr unterschiedlich bewertet wurde. Damit bietet sie einen vielversprechenden Ansatzpunkt, um unterschiedliche Konfigurationen männlicher elitärer Identität zu identifizieren. Die Bedeutung der Rhetorik als privilegierter Ort zur Darstellung und Bewertung männlichen Verhaltens, wodurch ebenfalls Machtbeziehungen konstituiert werden, steht für Gleason außer Frage. So deutet sie rhetorische Auftritte vor Publikum als Teil der symbolischen Gewalt zur Stabilisierung der bestehenden Herrschaftsordnung, indem die Beherrschten die Herrschaft einer bestimmten Gruppen von Männern auf vermeintlich angeborene Fähigkeiten zurückführten.¹²³ Da die metaphorische Sprache zur Artikulation von Machtverhältnissen geschlechtlich geprägt sei, würden rhetorische Auseinandersetzungen über Macht sprachlich vergeschlechtlicht.¹²⁴ Die spezifisch römische Geschlechterordnung konturiert Gleason jedoch kaum, da sie in ihrer Analyse sowohl Texte als auch Personen als Teil einer einheitlichen griechisch-römischen Kultur des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts betrachtet. Dennoch ist ihre Einsicht in das soziale Distinktionspotenzial für urbane Eliten, das sich aus Praktiken ergibt, die in der literarischen Repräsentation als Anzeichen von Effeminierung und sexueller Devianz angeprangert werden, ein gewinnbringender Anknüpfungspunkt für die Erforschung römischer Männlichkeiten.

Meister schließt an die Erkenntnisse zur *mollitia* von Edwards, Gleason und Williams, indem er elitäre männliche Körpernormen und -praktiken der späten Republik untersucht.¹²⁵ Eine monolithische, normative aristokratische Körperästhetik

¹²² Ibid. 74.

¹²³ „Although a skillful speaker may have perceived his success as a vindication of nothing more than his own ability, for this culture as a whole the image of an individual performer dominating his audience by individual talent functioned as a potent myth. Like the myth of the heroic entrepreneur in American society, it validated a larger system of class dominance by presenting it in purely personal terms as the inevitable triumph of innate *virtus*.“ Gleason 1995, 160.

¹²⁴ Ibid.

¹²⁵ Meister untersucht die politische Kultur Roms mittels eines körperhistorischen Zugangs, indem er untersucht, inwiefern sich die Institution der Monarchie im Körper des Herrschers, vor allem hinsichtlich der bildlich-symbolischen Präsenz, manifestiert. Obwohl es sich nicht um eine geschlechterhistorische Untersuchung im eigentlichen Sinn handelt und auch nicht die Rhetorik selbst im Fokus steht, ist sein Kapitel zur Semantisierung der Körper der *nobi-*

habe es in der späten Republik nicht gegeben,¹²⁶ da Alter und Kleidung wichtiger für die Anerkennung von Dominanz und Autorität gewesen seien. Effeminierungsvorwürfe müssten daher in einem „diskursiven Zusammenhang von Männlichkeit und Macht gelesen werden.“¹²⁷ Dem *vir mollis* fehle es gemäß diesem Diskurs an der „Selbstkontrolle, die den echten Mann auszeichnet,“ so dass er aufgrund der geschlechtlich bestimmten Semantik als „Sklave seiner Lüste“ und nicht als „Herr seiner selbst“ wahrgenommen werde.¹²⁸ Das Ziel der diskursiven Strategie, Männer als effeminiert darzustellen, bestehe darin, diese als „unmännlich, dekadent und unrömisch“ zu charakterisieren.¹²⁹ In der Praxis hätte jedoch in republikanischer Zeit eine körperästhetische Ambivalenz geherrscht zwischen „den Anforderungen an einen mondänen Lebensstil und dem Ideal der frugalen *maiores*.“¹³⁰ Insofern könnte das in den literarischen Quellen als effeminiert diffamierte Verhalten mancher Männer nicht so sehr als Kontrastfolie „echter“ Männlichkeit, sondern als Hinweis auf die komplexen Anforderungen an männlich-elitäre römische Selbstdarstellung gedeutet werden.¹³¹

Meister schärft Gleasons Vorstellung der römischen „dandies“ für die Zeit der späten Republik, indem er die neuere Forschung zu den Distinktionsstrategien der römischen Elite einbindet.¹³² Ein „zunehmend kontrafaktisch werdende[r] Moral-

les in der späten Republik auch für die Männlichkeitsforschung relevant: Meister 2012, 32–108. Siehe auch seinen Artikel zur selben Thematik: Meister 2009.

¹²⁶ Meister 2012, 52.

¹²⁷ Ibid. 60. So wendet er sich auch explizit gegen Corbeill: „Es liegt also in der Strategie der antiken Texte, uns glauben zu machen, eine bestimmte Form des äußeren Auftretens entspräche einem bestimmten Sexualverhalten – dies als ‚homosexuelle Subkultur‘ zu bezeichnen, bedeutet nichts anderes, als dieser Strategie aufzusitzen und sie in eine moderne Terminologie zu übersetzen.“ Ibid. 68. Siehe Corbeill 1996, 129.

¹²⁸ Ibid. Zur Selbstbeherrschung vgl. Williams 1999 137, 142.

¹²⁹ Meister 2012, 68.

¹³⁰ Ibid. 52.

¹³¹ Williams weist ebenfalls darauf hin, dass sich vereinzelt (er bezieht sich ebenso wie Meister auf Gell. 1, 5, 2f.) Alternativen erkennen lassen zu „the otherwise universal belief that masculinity is an unquestionable *desideratum* and effeminacy an unqualified disgrace.“ Seine Deutung, dass manche Männer zu der Einsicht gelangen, „that the game of masculinity might not always be worth playing in its entirety,“ überzeugt jedoch weniger. C. Williams 1999, 157.

¹³² Meister bezieht sich vor allem auf Hölkeskamp 2006 sowie Wallace-Hadrill 2008, 316–440; siehe jetzt auch Stein-Hölkeskamp 2019 mit weiterer Literatur. Olson beschäftigt sich ebenfalls mit Gleasons „dandies“ und deutet diese als eine bestimmte Konfiguration römischer männlicher Identität: der „urban young man of fashion“ (Olson 2014, 183). Männer, die sich aufgrund ihrer Kleidung, ihrer körperästhetischen Praktiken und ihres allgemeinen Hangs zu Luxus dem Vorwurf der *mollitia* ausgesetzt sahen, hätten sich in erster Linie sozial distinguieren wollen. Teilweise lasse sich die Kritik als intergenerationeller Konflikt über angemessene Kleidung deuten, in jedem Fall handele es sich aber um einen Lebensstil, der beträchtliche ökonomische Ressourcen voraussetze, so dass damit Zugehörigkeit zur Oberschicht signalisiert werden solle, wobei „more than a whiff of sexual ambiguity“ mit einer solchen Selbstdarstellung einhergehe (ibid. 204). Olson zieht literarische Quellen des

diskurs“ habe dazu beigetragen, eine Vorstellung der *maiores* zu konstruieren, die als „Antithese zum ‚modernen‘, urbanen Aristokraten“ fungierte.¹³³ Der auf Luxuskonsum und kulturelle Verfeinerung ausgerichtete neue, seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert sich ausbreitende Distinktionsmodus habe keinen Bezug zur politischen Tätigkeit für die *res publica* mehr besessen. Damit sei eine neue Form symbolischen Kapitals erschaffen worden, das nicht mehr nur auf den republikanischen Adel beschränkt, sondern auch anderen wohlhabenden Männern, sogar Freigelassenen, zugänglich gewesen sei.¹³⁴ Zugleich habe die Anlehnung an die sittenstrengen Vorfahren „keineswegs ein politisches Erfolgsrezept“ dargestellt, während ein Luxus und Exklusivität zur Schau stellender Lebensstil dazu dienen konnte, sich als „potenter Patron und Wohltäter“ darzustellen.¹³⁵

Den Blick auf die römische Republik wendet auch Corbeill, indem er mit anthropologischer Sensibilität die Funktion politischen Humors untersucht, wofür er vor allem Reden und theoretische Traktate Ciceros analysiert.¹³⁶ Er geht von der These aus, dass sich die Überzeugungskraft von politischen Invektiven in der Rhetorik, wodurch soziale Devianz auf körperliche Zeichen zurückgeführt wird, nicht so sehr darauf gründet, dass die Zuhörer unterhalten werden, sondern dass die Diffamierung des Gegners mittels öffentlicher Beschämung dazu diene, „values and preconceptions that are essential to the way a Roman of the late Republic defined himself in relation to his community“ zu illustrieren.¹³⁷ Humor komme so die soziale Funktion zu, ethische Werte zu erzeugen und ihre Einhaltung zu kontrollieren.¹³⁸ Die öffentliche Rede drücke mithin nicht nur die Werte der Oberschicht aus, sondern affirmiere wiederholt „what was right and proper for the true, elite Roman.“¹³⁹ Ergänzen ließe sich, dass es sich dabei um männliche Römer handelt, deren Identi-

zweiten vor- bis nachchristlichen Jahrhunderts heran und scheint die Existenz dieser modisch orientierten jungen Männer einer nicht näher bestimmten Oberschicht als Konstante der römischen Gesellschaft anzusehen, ohne das Konfliktpotenzial mit tradierten Wertvorstellungen befriedigend zu erklären. Zur Kategorie des Alters als relevanter Aspekt von Effeminierungsvorwürfen im Feld der Rhetorik stellt Richlin fest, dass eine mögliche Erklärung für derartige Vorwürfe gerade junge römische Männer in der nach römischer Vorstellung im jungen Alter gefährdeten „sexual identity“ liege: Richlin 2003 [1997], 211f.

¹³³ Meister 2012, 89.

¹³⁴ Ibid. 91.

¹³⁵ Ibid. 93.

¹³⁶ Corbeill 1996. Insbesondere das vierte Kapitel betrifft geschlechterhistorische Fragen, indem die politische Invektive in Form des Vorwurfes der Effeminierung untersucht wird: Ibid. 128–173.

¹³⁷ Ibid. 5.

¹³⁸ Ibid. 6. Ähnlich Connolly zum politischen Humor der Republik: „Comedy helps teach citizens how to behave in the community, especially when the competitive negotiations of social status cause pain. [...] The abusive wit of Cicero’s second *Philippic* demonstrates that when the whole community is threatened by violence, the lessons of comedy’s inversion become even more crucial to sharpening the public’s grasp of the inversion of society at large.“ Connolly 2009a, 204.

¹³⁹ Corbeill 1996, 13.

tät durch öffentliche Redewettkämpfe vor Gericht oder einer der Volksversammlungen performativ erzeugt wird. Fraglich erscheint seine Behauptung, dass zumindest in spezifisch politischen Kontexten rhetorische Vorwürfe der Effeminierung zweifellos „passive homoerotic activity“ implizierten.¹⁴⁰ Connolly deutet die in Ciceros Schriften zum Ausdruck gelangende „fear of effeminacy, servility, and merely actorly, as opposed to civil, acting“ im Hinblick auf das politische System, da nicht nur männliche Identität durch rhetorische Performanz, sondern die Republik selbst durch „the display of plausible authority“ erzeugt werde.¹⁴¹ In der Rhetorik diene die geschlechtliche Askription der Kennzeichnung tugendhaften Sprechens, da weibliches Sprechen als verlogen und geschwätzig markiert sei.¹⁴²

Gunderson legte Anfang des neuen Jahrtausends zwei Monographien vor, in denen er einerseits anhand rhetorischer Schriften,¹⁴³ andererseits anhand von Deklamationen¹⁴⁴ die Konstruktion römischer Männlichkeit untersucht. Dabei nutzt er ein breites Spektrum theoretischer Zugänge, wobei insbesondere seine Rezeption der Butlerschen Performativität zu gewinnbringenden Ergebnissen führt. Anhand der rhetorischen Schriften gelingt es ihm vor allem, die Instabilität römischer Männlichkeitskonstruktionen aufzuzeigen,¹⁴⁵ indem er den für eine gelingende Naturalisierung der männlichen Superiorität erforderlichen Anschein der Authentizität¹⁴⁶ der rhetorischen Performanz problematisiert. Eine geradezu obsessive Sorge

¹⁴⁰ Ibid. 146. Gegen diese Implikation hinsichtlich rhetorischer Auseinandersetzungen in der späten Republik: Meister 2012, 60, 68. Gleasons Vorstellung der „dandies“ war bereits überzeugender: Gleason 1995, 74.

¹⁴¹ Connolly 2009a, 206.

¹⁴² Ibid. 217. Da bürgerliche Identität abhängig von rhetorischer Praxis sei, müssten Frauen von der aktiven Bürgerschaft ausgeschlossen werden, um ebendiese bürgerliche Identität als naturalisierte Form von Männlichkeit darzustellen, deren Essenz aus der selbstlosen Aufopferung für die Gemeinschaft bestehe. Männliche Eloquenz erzeuge erst die Gemeinschaft: Ibid. 232.

¹⁴³ Gunderson 2000.

¹⁴⁴ Gunderson 2003. Die Deklamationen analysiert er vor allem mittels psychoanalytischer Theorie daraufhin, wie väterliche Autorität erzeugt wird: „The analysis of the psychic life of the Romans allows for the delineation of the field of play for certain key symbols within a given cultural configuration. And within such thinking something like the idea of the father becomes the necessary symbolic base upon which the material superstructure of actual paternal authority is built.“ Ibid. 18.

¹⁴⁵ Gunderson 2000, 12f.: „[T]he elite male of antiquity is never a given: the infant never passes into aristocratic manhood without mastering a variety of recognized threats and crises.“ Ibid. 63: „[T]he messages of the body need to be naturalized and shown as authentic expressions of a subject rather than arbitrary cultural artifacts.“ Ibid. 69: „The irony of Quintilian’s process, then, is that the endless process of training and threats of failure make the category *vir bonus* fundamentally unstable. But Quintilian’s loss is also his gain: by making the body a problem, he can enjoy his orator to a conscious regime of bodily and performative iteration and enactment of the principles of domination of which the orator’s body is representative and bearer.“ Vgl. Connolly 1998.

¹⁴⁶ Gunderson 2000, 7f.: „*Auctoritas* means authorization or the responsibility taken for having given authorization. It also means guidance or leadership. It means authority in general:

um „the precariousness of virility“ erkennt auch Richlin im rhetorischen Diskurs und Connolly bestätigt dies prinzipiell.¹⁴⁷ Connolly plädiert dafür, die männliche bürgerliche Identität der späten Republik als instabil zu betrachten. Das Geschlecht sei nicht ideologische Grundlage der Politik, sondern die politische Gemeinschaft sei in Ideologie und Praktiken durch Geschlechterkonstrukte geprägt worden und würde diese prägen.¹⁴⁸ Das Ziel des kaiserzeitlichen quintilianischen Lehrwerks sei es laut Gunderson hingegen, dem angehenden Redner zu ermöglichen, sich selbst öffentlich als *vir bonus* darzustellen. Die Beherrschung der kulturell normierten Praktiken einer solchen Selbstdarstellung werde von Quintilian als Verwirklichung der vermeintlich authentischen männlichen Natur bestimmt.¹⁴⁹ Dabei müsse sich der Redner mittels „a set of strategic renunciations and rejections“ vom Schauspieler abgrenzen,¹⁵⁰ obwohl eine eindeutige Abgrenzung nicht aufrecht erhalten werden könne.¹⁵¹ Während Schauspieler „effeminate pleasure and illegitimacy“ produzierten, solle die rhetorische Performanz „virile pleasure and authority“ erzeugen.¹⁵² Der Redner exponiere also seine natürliche männliche Identität, während der Schauspieler nur eine Rolle spiele. Das sinnliche Vergnügen erscheine grundsätzlich als illegitimer Aspekt der körperlichen Hexis des legitimen männlichen Redners.¹⁵³ In beiden Monographien verfolgt Gunderson unterschiedliche Argumentationsstränge, die vor allem einer Diskussion der modernen Theorie dienen, während der sozial- und kulturhistorische Kontext von ihm eher vernachlässigt wird.

the right to lead, prestige, influence. *Auctoritas* can be rewritten as hegemony, or legitimate and recognized domination. For the good man and good orator, then, *auctoritas* is the term that ought to accompany both his station and the impression lent by his speeches.“

¹⁴⁷ „[T]he concern of the oratorical theorists with the precariousness of virility verges on the obsessive.“ Richlin 2003 [1997], 204. Dabei bezieht sie sich vor allem auf Seneca d. Ä. und Quintilian, verwendet jedoch auch republikanische Texte. Connolly untersucht in erster Linie den Zusammenhang zwischen ciceronianischer rhetorischer Theorie und der republikanischen Identität des römischen Bürgers. „I pursue a different explanation of rhetoric’s gender panic, arguing that it arises not from anxieties about essentialized notions of masculinity and femininity per se but from anxiety about the stability and coherence of a political regime whose survival rests on the *artificium* of virtue.“ Connolly 2009a, 199. Zur Instabilität männlicher Geschlechtskonstruktionen in der gesamten Literatur: Williams 1999, 142.

¹⁴⁸ Connolly 2009a, 221. So repräsentiere Weiblichkeit einen Mangel an Freiheit, Unabhängigkeit und Autorität, womit genuin politische Fragen der gesellschaftlichen Ordnung angesprochen würden (ibid. 223).

¹⁴⁹ Gunderson 2000, 76.

¹⁵⁰ Ibid. 112. Zur Ähnlichkeit zwischen Schauspielern und Redner vgl. Fantham 2002; zur Gefahr der Assimilation von Schauspieler und Redner und Sängern siehe Richlin 2003 [1997].

¹⁵¹ Gunderson 2000, 115.

¹⁵² Ibid. 131. Ähnlich sieht Connolly die Überzeugungskraft des Redners in seiner Fähigkeit begründet, das Publikum emotional zu bewegen, so dass er selbst und das politische Kollektiv von der Gefahr der Irrationalität bedroht werde. Connolly 2009a, 234f.

¹⁵³ Gunderson 2000, 156.

1.3.3 Semantik

Da unser Zugang zur antiken Welt über die Sprache verläuft, eröffnet dies auch den Weg, anhand der Semantik der Begriffe Mann (*vir*) und Männlichkeit (*virtus*) die soziale Konstruktion der Männlichkeit zu analysieren. So konstatiert Gleason: „To exhibit courage or excellence (*virtus*) was by definition to exhibit the qualities of a man (*vir*).“¹⁵⁴ Während diese Aussage zunächst einleuchtend erscheint, führt ihre Zirkularität jedoch ins Leere. Eisenhut führt die Bedeutung der *virtus* etymologisch auf den Zustand des Mann-Seins zurück,¹⁵⁵ jedoch stellt sich die Frage, was man unter einem Mann zu verstehen hat. In der Verwendungsweise Ciceros sei der Begriff *vir* positiv konnotiert gewesen: Bezeichnet worden seien laut Santoro L’Hoir damit Männer, die einen hohen sozialen Rang einnahmen, besonderes Ansehen genossen und sich um die *res publica* besonders verdient gemacht hatten.¹⁵⁶ Die Bezeichnung *homo* hingegen indiziere einen niedrigeren sozialen Rang des Adressaten, fehlende politische Betätigung, ausländische Herkunft oder schlicht eine Beleidigungsabsicht seitens Ciceros.¹⁵⁷ In pejorativer Bedeutung verwende Cicero den Ausdruck *homo* für politische Gegner,¹⁵⁸ für Männer fremder Herkunft und speziell auch *homines barbari* werde allerdings in der Regel auch von *homines* gesprochen, ohne diese notwendigerweise abzuwerten.¹⁵⁹ Bis in die Zeit der Flavier wurde laut Santoro L’Hoir diese ciceronische Dichotomie zwischen *homo* und *vir* (denen *mulier* und *femina* entsprechen) in der Prosasprache aufrecht erhalten.¹⁶⁰ Im politischen Diskurs der späten Republik gilt ein *vir* also als ein Mann, der sich für das Staatswesen einsetzt, wobei er sich oft durch *fortitudo* auszeichne. Als *fortissimi viri* seien besonders erfolgreiche Feldherren oder Römer bezeichnet worden, die bereit waren, sogar ihr eigenes Leben für die Republik zu opfern.¹⁶¹ Ebenso ist gemäß Gunderson das von Cato dem Älteren geprägte Leitbild des idealen öffentlichen Redners, des *vir bonus*,¹⁶² als ein Mann zu verstehen, der sich für die Gemeinschaft einsetzt und seine soziale Rolle voll und dominant ausfüllt.¹⁶³ Der Begriff

¹⁵⁴ Gleason 1999, 67.

¹⁵⁵ Eisenhut 1973, 12f. Während Eisenhut sich um lexikographische Vollständigkeit bemüht, indem er die Verwendung des Begriffs in literarischen und epigraphischen Quellen der Frühzeit bis zur Spätantike philologisch untersucht, spielt der historische Kontext für ihn keine Rolle.

¹⁵⁶ Santoro L’Hoir 1992, 9; vgl. Walters 1997, 32.

¹⁵⁷ Santoro L’Hoir 1992, 9.

¹⁵⁸ Ibid. 21.

¹⁵⁹ Ibid. 19f.

¹⁶⁰ Ibid. 198f.

¹⁶¹ Ibid. 13f.

¹⁶² *Sit ergo nobis orator, quem constituimus et qui a M. Catone finitur, „vir bonus dicendi peritus“ [...].* Quint *inst.* 12, 1, 1.

¹⁶³ Gunderson 1998, 171. Gunderson sieht in der Rolle des Ehemannes oder Soldaten die Qualitäten von „a real man, manly man“ durch den Begriff *vir* verwirklicht. Ibid. 170.

homo werde jedoch nicht ausschließlich, wie von Santoro L'Hoir behauptet, negativ verwendet, auch wenn er häufig negativ konnotiert sei.¹⁶⁴

Obwohl Männlichkeit nicht allein durch den Begriff *virtus* determiniert sein kann, muss dieses soziale und politische Ideal die Normen männlichen Verhaltens mitbestimmt haben. Während die ältere Forschung sich auf die semantische Analyse unter Vernachlässigung des historischen Kontexts konzentrierte¹⁶⁵ oder gar ahistorische metaphysische Wahrheiten über das römische Wesen zu ergründen versuchte,¹⁶⁶ kann man zwei neuere Arbeiten der Begriffsgeschichte¹⁶⁷ zuordnen. McDonnell signalisiert bereits in seinem Titel, der den Begriff „manliness“ anstelle von „masculinity“ enthält, dass er keine geschlechterhistorische Perspektive auf den Begriff *virtus* einnimmt, obwohl es ihm scheinbar um Vorstellungen von Männlichkeit geht.¹⁶⁸ Seine Kernthese besteht darin, dass römische *virtus* nicht diachron gleichbleibend als männliche Exzellenz zu begreifen sei, sondern ursprünglich exklusiv „martial prowess or courage“ bezeichnet habe.¹⁶⁹ Die militärisch konnotierte Tapferkeit beinhalte nicht nur Furchtlosigkeit, sondern auch eine wagemutig aggressive Komponente.¹⁷⁰ Infolge des Kontakts mit griechischen Vorstellungen sei es zu der in der späten Republik vorherrschenden Ambiguität zwischen einer ethischen und einer militärischen Bedeutung gekommen.¹⁷¹ Während sein Fokus auf der Republik liegt, deutet er abschließend an, dass es durch die Monopolisierung der kriegerischen *virtus* durch den Kaiser sowie die Etablierung einer Berufarmee auch zu einer Veränderung der „Roman manliness“ kommen musste.¹⁷²

McDonnells Betonung der Verknüpfung von kriegerischer *virtus* mit der Notwendigkeit für junge Männer, ihre Männlichkeit im Krieg unter Beweis zu stellen,

¹⁶⁴ Gunderson 2000, 248 En. 15.

¹⁶⁵ Eisenhut 1973.

¹⁶⁶ Zu dem bis in die 80er Jahre „persistierende[n] Theoriedefizit einer konservativen Disziplin, die inhaltlich und methodisch an die antihistorische Begriffsforschung anknüpfte, ohne sich über deren wissenschaftsgeschichtliche und epistemologische Voraussetzungen Klarheit zu verschaffen,“ siehe Rebenich 2005, 41.

¹⁶⁷ McDonnell 2006; Balmaceda 2017.

¹⁶⁸ Einen kulturwissenschaftlichen Zugang schließt er sogar explizit aus (McDonnell 2006, xiv) und rezipiert die alttumswissenschaftliche Geschlechterforschung nur oberflächlich. In der Einleitung bemerkt McDonnell, dass es verwunderlich sei, dass der Begriff *virtus* „notoriously difficult“ zu übersetzen sei, da er ein solch breites semantisches Spektrum abdecke (ibid. 3f.). Möglicherweise hätte er sich weniger gewundert, wenn er berücksichtigt hätte, dass der Begriff Vorstellungen über Männlichkeit aufruft und somit einen Komplex von Eigenschaften und Verhaltensnormen bündelt, die in einem engen Verhältnis zu einer fundamentalen, herrschaftslegitimierenden Differenz der symbolischen Ordnung des antiken Roms stehen.

¹⁶⁹ Ibid. 3f. Ebenso bereits in folgendem Aufsatz: McDonnell 2003.

¹⁷⁰ McDonnell 2006, 71.

¹⁷¹ Ibid. 294.

¹⁷² Ibid. 387–389.

überzeugt,¹⁷³ anders als seine Argumentation im Detail. Balmaceda, die McDonnell entsprechend leicht widerlegt, ignoriert allerdings die Geschlechterforschung leider völlig. Sie verfolgt jedoch die vielversprechende Fragestellung, wie das moralische und politische Konzept der *virtus* wirksam wurde „in the complex system of Roman sociocultural values, attitudes, and norms.“¹⁷⁴ Obwohl der semantische Kern der *virtus* durchaus militärisch geprägt gewesen sei, habe diese kriegerische Tapferkeit auch eine soziale Komponente enthalten, da man das eigene Leben für die Gemeinschaft aufs Spiel setzte; dies habe zugleich männliche Exzellenz ausgedrückt.¹⁷⁵ Weder könne die *virtus*, selbst in früher Verwendung, auf eine aggressive, tendenziell gemeinschaftsgefährdende Form kriegerischen Wagemuts reduziert werden, noch sei eine erweiterte Vorstellung männlicher Leistungsfähigkeit und -bereitschaft ausschließlich als griechischer Kultureinfluss zu sehen.¹⁷⁶ In Zeiten des Wandels sei die Repräsentation der *virtus* durch die Historiographie immer wieder aktualisiert worden, um die historische Realität zu erklären und zu deuten.¹⁷⁷ Sallust habe den Verlust der *virtus* bemängelt, Livius die *virtus* der Frühzeit beschworen, Velleius Paterculus legitimiere das Prinzipat, indem er das Potenzial zur Verwirklichung traditioneller *virtus* unter den Bedingungen der neuen Friedensordnung betone.

Tacitus hingegen habe den semantischen Gehalt der *virtus* verschoben in Richtung von *constantia* und *moderatio*. Exemplarisch ließen sich diese Eigenschaften in der Person des *Agricola* erkennen, der unter der wankelmütigen Herrschaft Domitians zu besonderer Beständigkeit und Mäßigung gezwungen gewesen sei.¹⁷⁸ Den in den *opera minora* dargestellten Barbarenvölkern, den Briten und Germanen, schreibe Tacitus eine nach Freiheit strebende und kraftvolle *virtus* zu. Dieser fehle jedoch einerseits die *constantia*, andererseits sei *virtus* immer durch aktives Handeln für die Gemeinschaft definiert, so dass die Barbaren in dieser Hinsicht als defizient erschienen.¹⁷⁹ Während der Aspekt der gemeinschaftsorientierten Aktivität durchaus schlüssig ist, gilt dies nicht für die Behauptung, dass Beständigkeit und

¹⁷³ Der Krieg wird von ihm als eine Art Ventil für junge Männer gedeutet, da sie ihre Männlichkeit im Dienste des Gemeinwesens unter Beweis stellen konnten. Dies sei im zivilen Leben aufgrund der durch die *patria potestas* ausufernde Herrschaftsmacht des Vaters nicht möglich gewesen: Ibid. 178–180.

¹⁷⁴ Balmaceda 2017, 9f.

¹⁷⁵ Ibid. 17.

¹⁷⁶ So finde sich bereits bei Plautus ein Bedeutungsspektrum, das auch moralische Exzellenz einschließe: Ibid. 20. Bereits Eisenhut erkannte in den plautinischen Verwendungen des Begriffs „Tüchtigkeit“ mit allen zu ihr gehörenden Eigenschaften, Voraussetzungen und Folgen.“ Eisenhut 1973, 29. Üblich sei „im älteren Latein“ jedoch die Bedeutung „Tapferkeit“ gewesen (ibid. 42). Balmaceda hält es für wahrscheinlich, dass die Römer ursprünglich kaum eine Unterscheidung zwischen Tapferkeit und allgemeiner moralischer Exzellenz sahen aufgrund ihrer „highly militaristic society.“ Balmaceda 2017, 24.

¹⁷⁷ Ibid. 242.

¹⁷⁸ Ibid. 161f.

¹⁷⁹ Ibid. 172, 174, 177.

Mäßigung nicht ursprünglich als wesentliches Element männlicher Exzellenz in Rom betrachtet wurden. Da die Selbstbeherrschung in der – von Balmaceda ignorierten – altertumswissenschaftlichen Männlichkeitsforschung als wesentliches Merkmal römischer Männlichkeit herausgearbeitet wurde, muss sie auch als Teil des Konzeptes *virtus* verstanden werden.

Einerseits ist das in dem Begriff *virtus* enthaltene semantische Feld zu breit, um Männlichkeit einzugrenzen, andererseits ist dieser einzelne Signifikant zu beschränkt, um die Spannbreite männlich konnotierter Verhaltensweisen und Normen zu erfassen. Dennoch wird deutlich, dass die Beurteilung männlichen Verhaltens als adäquat oder sogar vorbildlich eine moralische Dimension besitzt, die durch den sozialen Kontext bestimmt wird. „Gute“ römische Männer zeichnen sich rhetorisch oder militärisch vor anderen aus, indem sie sich um die Gemeinschaft verdient machen.

1.3.4 Ehe

Forschungen zur Ehe überschneiden sich der Logik der Sache entsprechend teilweise mit dem Bereich der Sexualität, doch verdient diese institutionalisierte Form des Geschlechterverhältnisses, die in der Antike in einen teleologischen und ebenso aitiologischen Zusammenhang zur sozial überdeterminierten, der biologischen Reproduktion dienenden körperlichen Differenz stand, durchaus eine eigene Betrachtung. Ohne explizit Geschlechtergeschichte zu betreiben, aber durchaus mit Sensibilität für das Geschlechterverhältnis, bietet Treggiari,¹⁸⁰ sich auf legale, literarische und epigraphische Quellen stützend, einen umfassenden sozialhistorischen Überblick über die Institution der Ehe. In der Ehe sind zwei männliche Geschlechtsrollen verankert: Vater und Ehemann.¹⁸¹ Während Späth für die Kaiserzeit noch konstatierte, „*patres* sind Männer, Männer sind *patres*,“¹⁸² und Scholz¹⁸³ die

¹⁸⁰ Treggiari 1993 [1991]. Speziell zum Ritual der Hochzeit siehe: Hersh 2010.

¹⁸¹ Zum symbolischen Gehalt von *pater* vgl. Gunderson 2003. Wenig überzeugend erklärt Albrecht „die Omnipräsenz des Vaterbildes“ in Politik und Militär damit, dass dadurch Machtansprüche euphemisiert würden, indem beispielsweise das „Militär als familienähnliche (Männer-)Gemeinschaft ein freundlicheres Gesicht bekommt.“ Albrecht 2016, 231.

¹⁸² Späth 1994, 306. Ähnlich Schmitt Pantel / Späth 2007, 30: Es „stellt sich die Frage, ob Macht in der römischen Kultur nicht generell nach dieser gesellschaftlichen Position, die idealtypisch Männlichkeit kennzeichnet [...] gedacht werden kann.“ Späth selbst weist darauf hin, dass die Gleichstellung von Männlichkeit mit der Position des *pater familias* nicht unproblematisch ist: „[D]ie gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse innerhalb der *domus*, zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Status-Gruppen und in der *res publica* lassen sich nach dem Muster der Beziehung zwischen *pater* und den in seiner Macht Stehenden untersuchen. Dabei wird allerdings auch die Frage zu klären sein, wie sich die offensichtlichen Widersprüche zwischen einer idealtypischen Männlichkeit in der Figur des aristokratischen *pater familias* und der übergroßen Mehrheit von Akteuren in Unterschichten, in Klientelverhältnissen und in hierarchischen Ordnungen desselben sozialen Feldes, die diese Position nicht erreichen können, in der gesellschaftlichen Praxis manifestieren.“ Späth 2010, 251.

¹⁸³ Scholz 2011.

Bedeutung der Väter für die Vermittlung eines aristokratischen Habitus zu Zeiten der Republik betont, weist Saller¹⁸⁴ darauf hin, dass die Geschlechtsdifferenz sich nicht in den (idealisierten) Rollen des Vaters und der Mutter erschöpfe und dass die Macht des *pater familias* nicht zu überschätzen sei aufgrund der wirtschaftlichen Macht von Frauen in *manus*-freien Ehen. So betont auch Harlow, dass die *patria potestas* des Vaters durchaus von der sozialen Rolle der Mutter konterkariert werden konnte.¹⁸⁵ So lässt sich festhalten, dass idealisierte und rechtlich formalisierte Machtstellungen sicherlich einen Beitrag zur Konstruktion männlicher Identität leisteten; jedoch definiert sich männliche Macht weder ausschließlich über die Rolle des Vaters, noch lässt sich die soziale Praxis über eine normative Vaterrolle abschließend erfassen.

Das in der Ehe gelebte Geschlechterverhältnis untersucht Centlivres Challet.¹⁸⁶ Sie präsentiert eine Möglichkeit, reale soziale Beziehungen zwischen Männern und Frauen hinter der textlichen Oberfläche hervorzuholen, indem sie widersprüchliche Frauenbilder in den literarischen Quellen der Wende vom ersten zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert untersucht. Davon ausgehend, dass die von ihr untersuchten Quellen zum Eheleben „male, normative discourses“ enthalten, versucht sie mittels ihrer Konzeption eines „dual discourse“ zu ermitteln, „what the text says beyond what it says.“¹⁸⁷ Demnach enthielten die antiken Texte zwei divergierende Stimmen: Eine traditionelle Stimme, die Topoi und Stereotype der Geschlechterordnung reproduziere, sowie eine individuelle Stimme, die davon abweichende Beschreibungen erlaube und sich aus der alltäglichen Erfahrung des Geschlechtsverhältnisses speise. Daraus ergebe sich, dass Frauen nicht nur zahlreiche männliche „gender qualities“ zugestanden würden, Ehefrauen hätten sogar innerhalb eines eng begrenzten Rahmens durchaus „a certain amount of leeway, room for manoeuvre and opportunities for self-determination“ erhalten, solange sie nicht kompetenter erschienen als ihre Ehemänner, wodurch auch das Ansehen des Ehemanns gesteigert worden sei. Jedoch habe es sich dabei um eine männliche Strategie der Beschwichtigung gehandelt, damit die Frauen ihre traditionelle Position in der Geschlechterordnung akzeptierten.¹⁸⁸ Die alternative Strategie habe darin bestanden, als unangemessen bewertetes weibliches Verhalten mittels „mockery, scorn, revilement or rejection to the margins of society“ zu sanktionieren.¹⁸⁹ Dagegen habe jedoch die affektive Disposition der Ehepartner zueinander sowie die

¹⁸⁴ Saller 1999.

¹⁸⁵ „There are abundant examples of powerful and able women in the Roman world who could maintain households and are seen to be doing many of the activities associated with the *paterfamilias*. The symbolic and legally defined *potestas* of the Roman *paterfamilias* is thus undermined by the relative role of the mother, in a similar way to that in which the male contribution to reproduction is undercut by an awareness of the necessity of the female contribution.“ Harlow 1998, 162.

¹⁸⁶ Centlivres Challet 2013.

¹⁸⁷ Ibid. 2f.

¹⁸⁸ Ibid. 106.

¹⁸⁹ Ibid.

Angst vor ehelicher Entfremdung gesprochen. Die eheliche Eintracht, die *concordia*, habe nicht nur Männer motiviert, ihren Frauen einen privaten Raum größerer Handlungs- und Entfaltungsfreiheit zuzugestehen, sondern auch Frauen ermöglicht, ihre „subservient position“ sowie ein öffentliches Auftreten gemäß den „ideological gender rules“ zu akzeptieren.

1.3.5 Autorenbezogene Studien

Späth¹⁹⁰ untersucht unter Rückgriff auf Scott und Foucault Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in den „Annalen“ des Tacitus, und legte als Ergebnis die erste deutschsprachige althistorische Monographie zum Thema Geschlecht vor.¹⁹¹ Theoretisch und methodisch reflektiert und mit dem selbsterklärten Anspruch, eine neue Perspektive auf die bekannten Texte einzunehmen, analysiert er mehr als 1600 strukturell bestimmte Handlungsbeziehungen, in denen Männer oder Frauen als Handlungssubjekte oder -objekte auftreten. Die Relationalität der Kategorie Geschlecht ernst nehmend erfasst Späth geschlechtliches Handeln sowohl in der homo- als auch heterosozialen Dimension. Textimmanent unterscheidet Späth diese Handlungsbeziehungen hinsichtlich ihrer Bewertung als normentsprechend oder -überschreitend.

Kontrolle, Fürsorge und Verwendung charakterisierten normadäquates männliches Verhalten, welches Späth vor allem in der Position des *pater* verwirklicht sieht. Dieser nimmt eine dominante Position innerhalb eines hierarchischen Gefüges ein. Darunter sei die erfolgreiche Weitergabe des familialen Kapitals an einen legitimen männlichen Erben zu verstehen, der vom Vater gefördert werde, sowie die Instrumentalisierung der Familienmitglieder zum Zwecke der Förderung des familialen Prestiges.¹⁹² Die Selbstkontrolle trete „als unabdingbares Merkmal von Männlichkeit“ in den taciteischen Annalen in Erscheinung, so dass der Verlust von Selbstbeherrschung und rationalem Verhalten als Hauptgrund für effeminiertes – und somit maßloses – männliches Verhalten dargestellt werde.¹⁹³ Späth stellt die These auf, dass in den Annalen des Tacitus die „Monopolisierung der Macht“ durch den *princeps* „gleichzeitig eine Monopolisierung der Männlichkeit“ darstelle.¹⁹⁴ Die Position des „wahren Mannes“, eines freien römischen Bürgers und niemandem unterstellten *pater familias*, könne nicht mehr erreicht werden, da nur der Kaiser eine dominierende Stellung einnehme, ohne selbst einer anderen Macht unterworfen zu sein.¹⁹⁵ Ehe und Sexualität würden in Form hierarchischer Beziehun-

¹⁹⁰ Späth 1994.

¹⁹¹ Beinahe zeitgleich erschien Meyer-Zwiffelhofer 1995.

¹⁹² Späth 1994, 306–310.

¹⁹³ Ibid. 321.

¹⁹⁴ Späth 1994, 346.

¹⁹⁵ Ibid. 345. In einem späteren Aufsatz erweitert Späth den Blick auf die Darstellung Trajans in Plinius' *Panegyricus*: Während sich damit die taciteische Prinzipatskritik erklären lasse als

gen zwischen Mann und Frau dargestellt,¹⁹⁶ weibliche Macht sei zu verstehen als „Möglichkeit der Einflußnahme auf Männer.“¹⁹⁷ Wenn Frauen die Normen zulässigen weiblichen Verhaltens durchbrächen, so lasse sich dies immer auf einen Kontrollverlust, auf „das Motiv der *muliebris impotentia*“ zurückführen.¹⁹⁸

Stark von Späth beeinflusst analysiert Albrecht¹⁹⁹ die „Herausbildung männlicher Habitus im Wettbewerb“ im Geschichtswerk des Livius.²⁰⁰ Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit mit Bourdieus Habitus kombinierend untersucht er die livianische Repräsentation von Wettkämpfen um Ressourcen und Handlungsspielräume innerhalb der senatorischen Elite, den „ernsten Spielen“, um daraus Rückschlüsse auf Normen männlichen Handelns zu gewinnen. Die Interaktion der Figuren innerhalb der livianischen Erzählung versteht er als „narrative Performanz“, wodurch „intelligible Männerbilder, in denen sich Vorstellungen von Männlichkeit manifestieren,“ sichtbar würden.²⁰¹ In derartigen Auseinandersetzungen genüge rhetorische Brillanz nicht, um als Mann anerkannt zu werden, vielmehr müsse militärische Bewährung hinzutreten. Männlichkeitsvorstellungen aus den Bereichen Familie, Militär und Politik verdichteten sich in dem Begriff *auctoritas*, die Albrecht als „Machtstrategie“ versteht, die zu einer gelingenden Inanspruchnahme eines Rechts auf Machtausübung (*imperium, patria potestas*) führe.²⁰² Während der Fokus der Untersuchung meist auf die „großen Männer“ gerichtet ist, fungiere Sp. Ligustinus, der ideale archaische Bauernsoldat, als „Komplize des hegemonialen Kreises“, da er bereit sei, die *res publica* zu verteidigen, ohne diesem Kreis anzugehören.²⁰³ Allgemein werde *virtus* für untergeordnete Männer als Risiko- und Opferbereitschaft repräsentiert.²⁰⁴ Der Körper erhält ein eigenes Kapitel, jedoch rezipiert Albrecht Vorstellungen der *mollitia* erstaunlicherweise gar nicht, so dass hier kein Erkenntnisgewinn eintritt. Für Albrecht bleibt schließlich ein

Rekurs auf eine republikanische Tradition, erzeuge Plinius in seinem *Panegyricus* eine alternative, dem Prinzipat adäquatere Konzeption von Männlichkeit. „[D]ie Darstellung entwirft das Bild einer wohlgeordneten Welt, worin Traian zugleich die Position filialer *pietas* gegenüber dem göttlichen *parens* einnimmt und jene des *parens* von Senat und Volk und Reich, und die Senatoren fügen sich in dieses Bild harmonisch mit respektvoller *pietas* gegenüber dem *princeps* ein. Dem Oxymoron des Tacitus wird hier nicht nur die Schärfe, sondern der Widerspruch an sich genommen.“ Späth 2003, 124. Ebenda weist Späth auch darauf hin, dass der Textsorte „Rechnung zu tragen“ ist. Möglicherweise müsste dies in noch stärkerem Maße geschehen, bevor von einer alternativen Männlichkeitskonzeption gesprochen werden kann.

¹⁹⁶ Zur Ehe: Späth 1994, 213; zur Sexualität: Ibid. 195.

¹⁹⁷ Ibid. 114.

¹⁹⁸ Ibid. 117. Vgl. zur negativen Valorisierung des Adjektivs *muliebris* in der römischen Historiographie: Santoro L’Hoir 1992, 199.

¹⁹⁹ Albrecht 2016.

²⁰⁰ Ibid. 33.

²⁰¹ Ibid. 29. Zur „narrativen Performanz“ siehe: Späth 2012.

²⁰² Albrecht 2016, 230.

²⁰³ Ibid. 140.

²⁰⁴ Ibid. 146.

„Rest der Nicht-Beschreibbarkeit“, der sich „nicht mit intersektionaler Analyse, einem Hegemoniekonzept oder dem *doing masculinity* begründen lässt.“²⁰⁵

Warum bestimmten Männern *virtus* zugeschrieben und *auctoritas* zuteil wird und anderen nicht bzw. unter welchen Bedingungen männliche Herrschaft anerkannt wird – ob es dazu „echter“ Männer bedarf und was man sich darunter vorstellen muss – stellt mithin weiterhin ein Desiderat der Männlichkeitsgeschichte dar. Die Herangehensweise der folgenden Untersuchung zur antiken römischen Männlichkeit wird im nächsten Kapitel erläutert. Mittels des bereits vorgestellten theoretisch-methodischen Ansatzes und innerhalb der Anschlussmöglichkeiten an die bisherige Forschung wird die Arbeit positioniert, wobei im Folgenden die zu untersuchenden Diskurse und der Aufbau der Untersuchung erläutert werden.

1.4 Herangehensweise der Untersuchung

*voluisse enim primum bellatorem esse, optimum oratorem, fortissimum imperatorem, auspicio suo maximas res geri, maximo honore uti, summa sapientia esse, summum senatorem haberi, pecuniam magnam bono modo invenire, multos liberos relinquere et clarissimum in civitate esse; haec contigisse ei nec ulli alii post Romam conditam.*²⁰⁶

Er habe es angestrebt, ein Krieger ersten Ranges, der beste Redner und der tapferste Feldherr zu sein; ebenso, unter seinem Oberbefehl die größten Erfolge zu erreichen, die höchste Ehrenstelle zu bekleiden, größte Weisheit zu besitzen, als wichtigster Senator angesehen zu werden, viel Geld auf ehrliche Weise zu erwerben, viele Kinder zu hinterlassen und höchstes Ansehen im Bürgerverband zu genießen; dies sei ihm gelungen, keinem anderen jedoch seit der Gründung Roms.

In dieser im Jahre 221 v. Chr. gehaltenen Leichenrede für Lucius Caecilius Metellus zählt dessen Sohn, Quintus Metellus, zehn Ziele auf, die von weisen Männern als vollendetes Leben erstrebt würden, die sein Vater aber tatsächlich im Laufe seines Lebens erreicht habe.²⁰⁷ Diese Lebensleistung eines besonders erfolgreichen elitär-

²⁰⁵ Ibid. 331f. Diesen nichtbeschreibbaren Rest meint er mit *auctoritas* approximieren zu können (ibid. 332.).

²⁰⁶ Plin. *nat.* 7, 140.

²⁰⁷ Außerdem habe er zweimal das Amt des Konsuln (251, 247) sowie einmal das des Diktators (224) innegehabt und habe in seinem Triumphzug nach dem ersten Punischen Krieg den Römern Elefanten präsentiert: Ibid. 7, 139; Broughton 1951, 213f.; zur Familie der Caecilii Metelli siehe Van Ooteghem 1966; zu den Strategien der Selbstdarstellung dieser in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts politisch besonders erfolgreichen Familie siehe Hölkeskamp 2017, 273–309.

en Mannes der Mittleren Republik konzentriert sich vor allem auf zwei Handlungsfelder, von denen Frauen ausgeschlossen waren: Krieg und Politik. Metellus sei Kämpfer und Feldherr sowie Redner und Senator gewesen, die politische Gemeinschaft habe ihn wegen seiner Leistung für ebendiese *res publica* als herausragenden Mann geehrt. Hinzu treten als distinguierende Merkmale seine Weisheit, ein ehrlich erwirtschaftetes Vermögen und zahlreiche Nachkommen. Weisheit, Vermögen und Nachkommen lassen sich ebenfalls als ehrliche und ehrenhafte Leistungen für die *res publica* auffassen, da sie Metellus persönlich befähigten und zukünftigen Dienst der Familie versprachen. Die Metellus zugeschriebene Lebensleistung ergibt sich aus den besonderen Bedingungen einer kompetitiven männlichen Oberschicht in der römischen Republik, deren Angehörige nach persönlicher Ehre im Dienste des Gemeinwesens strebten. Somit verwundert es nicht, dass die anerkannten Leistungen eines Vorfahren für das Gemeinwesen im Rahmen einer *laudatio funebris* glorifiziert werden. Gewiss erschöpfte sich männliche Identität nicht in diesen politischen und militärischen Leistungen, aber sie dienten der Legitimation einer exklusiv männlichen, meritokratisch legitimierten Aristokratie.

Ein Mann, der sich in der römischen Oberschicht und vor dem römischen Volk auszeichnen wollte, musste also vor allem kämpfen und Soldaten anführen, öffentlich überzeugend reden und politische Beschlüsse herbeiführen und umsetzen können. In der römischen Republik nahmen Krieg und Politik als Handlungsfelder eine privilegierte Stellung ein, indem sich Männer innerhalb der senatorischen Elite bewährten und Anerkennung in Form von *honores* erlangten. Diese Ehrenämter vermittelten gesamtgesellschaftlich anerkanntes Prestige und konstituierten die hierarchischen Abstufungen der aristokratischen Führungsschicht der römischen Republik. Nur wenige Männer konnten an diesen Wettbewerben teilnehmen, noch weniger konnten erfolgreich für sich *auctoritas* und Führung beanspruchen. Die meisten männlichen römischen Bürger waren allein aufgrund nicht zureichender ökonomischer Ressourcen von vornherein ausgeschlossen, Frauen hingegen waren ausnahmslos aufgrund ihres Geschlechts ausgeschlossen. Nur wenn man nicht davon ausgeht, dass Frauen grundsätzlich körperlich und geistig unterlegen sind, stellt sich die Frage, wie der Ausschluss von Frauen aus diesen Handlungsfeldern begründet wurde.

Bestimmte als männlich qualifizierte Verhaltensdispositionen legitimierten manche Männer, über die übrige Gesellschaft Herrschaft auszuüben. In der Kaiserzeit veränderten sich die Bedingungen politischer Herrschaft grundlegend, auch wenn das von Augustus etablierte Prinzipat eine formale Kontinuität politischer Institutionen suggerierte und eine Restauration ursprünglicher römischer Werte beanspruchte.²⁰⁸ Anhand epigraphischer Zeugnisse von Ehrenmonumenten und Grabinschriften lässt sich feststellen, dass die aus der Republik übernommenen

²⁰⁸ Zu den veränderten Bedingungen politischer Herrschaft siehe P. Eich 2008; zum Verhältnis der Aristokratie zum *princeps* siehe Roller 2001; zur vermeintlichen Restauration römischer Identität zu Beginn des Prinzipats siehe Wallace-Hadrill 2008, 213–258.

Ämter weiterhin den elitären Status signalisierten und die römische Elite charakterisierten.²⁰⁹ Literarische Texte erwecken den Eindruck, dass traditionelle römische Wertvorstellungen weiterhin ihren normativen Anspruch bewahrten, während diese althergebrachte römische Identität, die durch herausragende Männer der Vergangenheit veranschaulicht wurde und zur Imitation anspornen sollte, anscheinend einem moralisch korrumpierenden Einfluss ausgesetzt war. Tradierte Normen männlichen Verhaltens der senatorischen Elite behielten ihre Gültigkeit, aber die Zugehörigkeit zur Elite des römischen Kaiserreiches ließ sich nicht mehr allein über die Handlungsfelder Krieg und Politik definieren.²¹⁰ Die bereits in der späten Republik einsetzenden kulturellen Veränderungsprozesse deuten darauf hin, dass der ideale führende Mann in Rom nicht mehr im gleichen Maße wie zuvor ein alle Lebensbereiche beherrschender Generalist war, sondern neben der politisch-administrativen Tätigkeit, die vom Kaiser kontrolliert wurde, soziale Distinktion in einem kulturell verfeinerten Lebensstil erstrebte.²¹¹ Einem derartigen Lebensstil wi-

²⁰⁹ Eck 1999.

²¹⁰ Als Elite wird in der vorliegenden Untersuchung nicht nur die soziale Schicht der Senatoren verstanden, die jedoch als kaiserzeitlicher „Kern der römischen Elite“ (Eck 1999, 33) betrachtet wird. In der vorliegenden Untersuchung geht es nicht in erster Linie um politische Herrschaft, sondern um Männlichkeit, die gewiss in einem Zusammenhang mit politischer Herrschaft steht, aber auch weitere gesellschaftliche Machtstrukturen prägt. Römische elitäre Männlichkeitsvorstellungen waren nicht nur auf die Gruppe der Senatoren beschränkt, sondern waren ebenfalls wirksam im erweiterten Kreis der „educated, freeborn, wealthy, male Roman citizens“ (Edwards 1993, 17), die aufgrund ihrer finanziellen Ressourcen und ihrer Bildung in der Lage waren, einen Lebensstil zu pflegen, der *otium* beinhaltete und der Abgrenzung nach unten diente. Diese Elite war prinzipiell nicht nach außen abgeschlossen, bemühte sich jedoch durch den Einsatz ökonomischen und kulturellen Kapitals um Exklusivität. Männer, die zu dieser Elite gehörten, waren zumindest ökonomisch mächtig, wenn sie nicht direkt an der politischen Herrschaft beteiligt waren, und beeinflussten untere Schichten, indem diese ihren Lebensstil und Habitus als erstrebenswert betrachteten. Zur Schwierigkeit der Definition einer Elite im antiken Rom siehe Horster 2003, 178f.

²¹¹ Hölkeskamp definiert den Sozialtyp des republikanischen „Generalisten“ als einen „auf allen Gebieten von Politik, Religion, Recht, Rhetorik und vor allem Krieg gleichmäßig bewanderten, dadurch umfassend überlegenen Aristokraten [...], der sich als Mitglied der Elite einer *Weltmacht* fühlen konnte und sich dementsprechend herrisch-befehlend gerierte, mit der Arroganz der Macht, mit allen Ambitionen und Ansprüchen auf Prämien und Profite.“ Hölkeskamp 2011, 10f. (Hervorhebung im Original). Zu den veränderten Bedingungen politischer und rhetorischer Wettbewerbe in der Kaiserzeit siehe Roller 2011; vgl. Dupont 1997. In der Kaiserzeit mussten sich Senatoren und Ritter „kreativ um die Entwicklung neuer Distinktionsstrategien bemühen, die ihnen Prestige und Prominenz in einer sich wandelnden Welt versprachen.“ Stein-Hölkeskamp 2019, 20; vgl. Stein-Hölkeskamp 2011; Wallace-Hadrill 2008. Das Spannungsverhältnis zwischen alten, sich auf das *negotium* beziehende Wertvorstellungen und neuen Möglichkeiten der Distinktion durch kulturelle Praktiken, die dem Bereich des *otium* zugeordnet wurden, demonstriert Leppin am Beispiel der *Laus Pisonis*: Leppin 1992b; vgl. Krasser 2011b, 159–164. Zur Esskultur als Mittel sozialer Distinktion siehe Wagner-Hasel 2002; Stein-Hölkeskamp 2014. Zumindest für die Zeit der späten Republik muss Flaigs Behauptung, dass der republikanische Adel keine Zeit für „ostentativen Konsum“ und die „Ausbildung einer exklusiven Kultur außerhalb des Politischen“ gehabt habe (Flaig 1993, 211), angezweifelt werden.

derspricht jedoch das männliche Ideal des frugalen Bauernsoldaten, welches diskursiv weiterhin artikuliert wurde. So stellt sich die Frage, welche Vorstellungen in der römischen Kaiserzeit mit einem männlichen Geschlechtscharakter verbunden waren, um eine patriarchal strukturierte Gesellschaftsordnung zu legitimieren: Was bedeutete es, im kaiserzeitlichen Rom ein Mann zu sein?

Die bereits vorliegenden, teilweise disparaten Erkenntnisse der alttumswissenschaftlichen Männlichkeitsforschung sollen in dieser Untersuchung systematischer als bisher zusammengeführt und weiterentwickelt werden, so dass Merkmale und Bedingungen eines elitären männlichen Habitus der römischen Kaiserzeit herausgearbeitet werden können. Damit wird nicht behauptet, dass es nur eine Form von Männlichkeit gab. Die vorhandenen Texte mit ihren vielfältigen Modi der Verhandlung von Männlichkeit setzen aber voraus, dass ein intersubjektiv verständlicher Habitus bestand für Mitglieder der stadtrömischen Elite in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Zu fragen ist nach Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die zu dieser Zeit und an diesem Ort insofern normative Gültigkeit besaßen, dass sie es Männern ermöglichten, erfolgreich für sich Autorität zu beanspruchen. In den literarischen Quellen der römischen Kaiserzeit artikulieren sich unterschiedliche Diskurse, die Rückschlüsse auf eine symbolische Ordnung erlauben, durch welche menschliches Verhalten hinsichtlich seiner Angemessenheit in Bezug auf idealisierte Geschlechtertypen bewertet wurde. Die textuell repräsentierten sprachlichen und körperlichen Zeichen, die normadäquate oder auch defiziente Männlichkeit signifizierten, gilt es zu identifizieren und zusammen mit anderen Strukturkategorien sozialer Ungleichheit zu kontextualisieren. Weiterhin gilt es, diskursive Strategien zu identifizieren, die bestimmte Konfigurationen männlicher Identität als gut, richtig und vorbildlich legitimieren, andere als schlecht, fehlerhaft und lächerlich verwerfen. Dabei ist nach dem Reservoir kultureller Idealisierungen zu fragen, aus dem sich die Festlegung dessen speist, was ein „richtiger“ und „echter“ Mann ist. „Echte“ Männer sind mächtig, weil ihre Macht als selbstverständlich und gerechtfertigt erscheint, sie wirkt auf „natürliche“ Weise, indem ihr der Anschein der Natürlichkeit und somit auch Unvermeidbarkeit anhaftet. Nicht jeder Mann kann jedoch in gleichem Maße eine solche Machtposition für sich beanspruchen und zugleich ist zu berücksichtigen, dass nicht Männlichkeit allein als Herrschaftsressource in Frage kommt.

In der vorliegenden Untersuchung werden zwei Zugänge zur römischen Männlichkeit gewählt: Einerseits literarische Repräsentationen lächerlicher Männer, andererseits Texte über fremde Männer. Damit werden Ausschnitte aus unterschiedlichen Diskursen als Quellenbasis der folgenden zwei Kapitel untersucht, die innerhalb der symbolischen Ordnung Roms kontextualisiert werden. Der erste Zugang erfolgt über einen Ausschnitt des satirischen Diskurses, in dem deviante männliche Sexualität als Objekt des Humors in den Epigrammen Martials und den Satiren Juvenals im Vordergrund steht. In diesen Texten werden römische Männer lächerlich gemacht und angeklagt, da sie tradierten Verhaltensnormen nicht genügen. Der zweite Zugang verläuft über Aussagen des ethnischen Diskurses, in de-

nen ethnische Alterität entweder explizit oder implizit mit römischer männlicher Identität kontrastiert wird. Das Verhältnis zu Elementen dekadenter griechischer Kultur wird exemplarisch anhand der Rezeption griechischer Athletik im rhetorischen Diskurs, primär im Lehrwerk Quintilians, untersucht; die imaginierten Germanen als antizivilisierte, aber naturnah lebende Kriegergemeinschaft werden vor allem anhand der *Germania* des Tacitus als verzerrte Repräsentation der mythisch überformten römischen Frühzeit analysiert. In beiden Fällen lässt sich eine Bedrohung römischer Männlichkeit erkennen, sei es äußerlich durch tapferere Nordbarbaren, sei es innerlich durch die Übernahme verweichlichender griechischer Kultur. Verbunden werden beide Zugänge durch den zeitlich, räumlich und soziokulturell definierten Kontext sowie das theoretische Untersuchungsrastrer.

Das erste Kapitel kann an die differenzierten Forschungsergebnisse zur antiken Sexualität anschließen und die insbesondere anhand rhetorischer Fachliteratur gewonnenen Einsichten in die Instabilität männlicher Identitäten einbinden, indem die Performativität des Geschlechts im satirischen Diskurs analysiert wird. Es werden Aussagengruppen dieses Diskurses untersucht, die aus der Repräsentation von fehlerhaften Vortäuschungen normadäquater männlicher Geschlechtsidentitäten eine komische Situation erzeugen, indem die eigentliche, intentional verborgene wahre (sexuelle) Geschlechtsnatur der sich als hypermaskulin tarnenden, sich jedoch als lachhaft unzureichend erweisenden Männer entlarvt wird. Die Analyse dieser literarisch repräsentierten Situationen, in denen Männer ihre wahre deviante Geschlechtsidentität durch bestimmte Praktiken verschleiern, ermöglicht sowohl eine Schärfung des Blicks auf die Bedingungen der Erzeugung einer Geschlechtsidentität selbst als auch auf konkrete Zeichen sowie damit in Zusammenhang stehende Praktiken, mittels derer Individuen einer Geschlechtskategorie zugeordnet werden.²¹²

Nolito fronti credere – vertrau nicht dem äußeren Anschein! Diese Einleitung einer Pointe Martials dient zugleich als Programm der untersuchten satirischen Aussagen. Implizit enthält die Warnung einen Hinweis darauf, wie Menschen situativ in Geschlechtskategorien eingeordnet werden, nämlich indem der „äußere Anschein“ taxiert wird. Dieser äußeren Erscheinung, äußerlich wahrnehmbaren Effekten des Habitus, schenkt man Glauben, womit zugleich das Potenzial zur Täuschung impliziert und das Vertrauen in die Geschlechterordnung destabilisiert wird. Dabei erweist sich nämlich, dass sich die vermutete Substanz des Geschlechts nicht zwingend aus den symbolisch bedeutsamen Zeichen erschließen lässt. Die Zeichen trügen und stehen nicht in einem kausalen Verhältnis zu einer ursprünglichen geschlechtlichen Substanz, sondern werden intentional manipuliert und diese Manipulationsmöglichkeiten werden im satirischen Diskurs sichtbar, da die Entlar-

²¹² „Allen Bestimmungen des Komischen, ob philosophischen, psychologischen oder poetologischen, ist gemeinsam, dass das Komische als Deviation, als ‚Abweichung von der Norm‘ begriffen wird, wobei es nicht nur auf das ‚Das‘, sondern auf das ‚Wie‘ der Abweichung ankommt.“ Wirth 1999, 2f. Zur genaueren Bestimmung des satirischen Diskurses siehe Kapitel 2.1.

vung der gescheiterten Verheimlichung devianten Sexualbegehrens zugleich Modalitäten der Täuschung offenbart.

In den von Gleason und Gunderson untersuchten antiken rhetorischen Schriften erwies sich Männlichkeit als fundamental instabile Kategorie, die Männer für sich nur beanspruchen konnten, wenn sie erfolgreich ihre „wahre“ Geschlechtsnatur als „echte“ Männer öffentlich unter Beweis stellten.²¹³ Folglich ist die Perspektive des Rhetoriklehrers darauf gerichtet, es einem jungen Mann zu ermöglichen, seine „echte“ und „gute“ männliche Geschlechtsnatur in einer Weise performativ zu aktualisieren, dass sie auch als authentisch anerkannt wird, wenn sie von anderen Menschen in der situierten Praxis einer öffentlichen Rede begutachtet wird. Die Perspektive des Satirikers hingegen ist darauf gerichtet, fiktive Kunstfiguren in der Weise zu entlarven und öffentlich bloßzustellen, dass ihre „wahre“ und „schlechte“ nicht-männliche Geschlechtsnatur demaskiert wird. Beide Formen der literarischen Repräsentation offenbaren den performativen Charakter des Geschlechts und demonstrieren die Möglichkeiten des Scheiterns der geschlechtlichen Performanz. In der Rhetorik wird die Arbeit, die Aktivität am eigenen Körper und der eigenen Hexis eher zu verbergen versucht, sie soll natürlich erscheinen. Die Kompetenz des *doing gender* zeigt sich in der Performanz einer Männlichkeit, die als naturgegeben erscheint und die kulturellen Produktionsleistungen gleichzeitig verschleiert, wobei der disziplinierte Körper als natürliche Grundlage der geschlechtlichen Performanz erscheint. Ähnlich verhält es sich beim urbanen Männerkörper des satirischen Diskurses, der ein zu hohes Maß weiblicher Sorge nicht aufweisen darf, da dadurch Indizien einer Effeminierung vorliegen; entlarvt werden jedoch diejenigen Körper, die eigentlich als männlich dekodiert werden sollten, auf deren Oberfläche Zeichen der Männlichkeit vorhanden sind, allerdings im Übermaß und somit gegen das Prinzip der *continentia* verstoßend. Männer wollen also als ehrenhafte Männer wahrgenommen und ernstgenommen werden, jedoch scheitern sie aufgrund ihres Begehrens, als weiblich klassifizierte Verhaltensweisen anzunehmen bzw. Frauen zu sein. Ihre vermeintlich wahre Natur strebt danach, nicht ein Mann zu sein, wodurch gleichzeitig die Vorstellung bestärkt wird, dass „echte“ Männer ein natürliches Begehren besitzen, männliche Rollen sozial auszufüllen und eine dem Penetrationsmodell²¹⁴ entsprechende „normale“ männliche Sexualität auszuleben.

Das Scheitern der Protagonisten des satirischen Diskurses liegt in ihrer als deviant beurteilten Sexualität begründet, da sie als *cinaedi* oder *molles* qualifiziert werden, was im rhetorischen Diskurs ebenfalls zu vermeiden war.²¹⁵ Allgemeiner handelt es sich um Vorwürfe der Effeminierung, die über den Begriff der *mollitia* ein semantisches Feld als problematisch bewerteter Praktiken impliziert. Nicht je-

²¹³ Gleason 1995, 160; Gunderson 2000, 69. Vgl. auch Connolly 1998; C. Williams 1999, 142; Richlin 2003 [1997], 204; Späth 2011, 144.

²¹⁴ Siehe Kapitel 1.3.1.

²¹⁵ Gleason 1995, 61; Corbeill 1996; Gunderson 2000, 131; Connolly 2009a, 234f.

der *mollis* musste ein *cinaedus* sein.²¹⁶ Effeminierungsvorwürfe werden in ihrer Häufigkeit und Vehemenz erst verständlich, wenn als weitere Strukturkategorie sozialer Ungleichheit in die Untersuchung des satirischen Diskurses der Sozialstatus mit einbezogen wird. Ansätze zur Erfassung von Männern, die um der sozialen Distinktion willen kulturelles Kapital einsetzen, welches sie dem Vorwurf der Effeminierung aussetzt, bestehen bereits in Form der „dandies“²¹⁷ und deren „mondänen Lebensstil[s].“²¹⁸ Produzenten und Rezipienten der Schriften des satirischen Diskurses gehörten zu der sozialen Schicht, deren Angehörige einen praktischen Sinn dafür entwickeln mussten, welches Maß an kultureller Verfeinerung noch als männlich und angemessen galt, welcher Lebensstil nach althergebrachter Moral noch als akzeptabel galt.

Die Sexualität der im satirischen Diskurs existierenden literarischen Figuren soll also weniger daraufhin untersucht werden, inwiefern sexuelle Praktiken von und unter Männern in Rom ausgeübt wurden,²¹⁹ sondern daraufhin, inwiefern der diskursive Bezug auf das semantische Feld der Sexualität innerhalb der symbolischen Geschlechterordnung Roms zur Akzeptanz von und Kritik an männlichen Identitäten beitragen konnte. Solche Geschlechtsidentitäten müssen innerhalb eines semantischen Kontinuums lokalisiert werden zwischen den diametral entgegengesetzten Polen der Männlichkeit und Weiblichkeit, die durch die unterschiedlichen Sinnbereiche des menschlichen Lebens kontextualisiert werden.²²⁰ Einer dieser Sinnbereiche ist die Sexualität, für die Verhaltenserwartungen an römische Männer galten gemäß dem Penetrationsmodell.

Ebenso sind jedoch die verwandten familiären Rollen des Ehemanns und Vaters, die „ernsten Spiele“ des öffentlichen Lebens, Krieg und Politik, das mit *urbanitas* einhergehende kulturelle Kapital sowie die römische Erinnerungskultur als moralisch-politische Legitimationsressource jeglichen Handelns zu berücksichtigen. Die Akzeptanz einer männlichen Identität, ihr erfolgreicher Anspruch auf authen-

²¹⁶ Edwards 1993, 67; C. Barton 1994, 85f.; C. Williams 1999, 222; Olson 2014, 185. Corbeill hingegen betont, dass Vorwürfe der *mollitia* eine „specific sexuality“ konnotiert hätten: Corbeill 1996, 158. Dass mindestens ein Verhältnis der Konnotation zwischen *mollitia* und rezeptiven männlichen Sexualpraktiken bestand, steht außer Frage. Entscheidend ist vielmehr, dass das semantische Feld der *mollitia* auch Praktiken und Urteile diskursiv steuert, die kaum oder nur vermittelt in einem Verhältnis zur Sexualität stehen.

²¹⁷ Gleason 1995, 74.

²¹⁸ Meister 2012, 52.

²¹⁹ Für die tatsächliche Existenz einer „homosexual subculture“ im antiken Rom sprechen sich Richlin 1993 und Taylor 1997 aus, ähnlich auch Corbeill 1996, 129, 155f. Im Sinne von Edwards werden Effeminierungsvorwürfe vorliegend daraufhin untersucht, inwiefern in ihnen eine diskursive Strategie deutlich wird, die ihr Legitimationspotenzial aus der Semantik der Geschlechterordnung schöpft: „The way accusations of effeminacy are articulated and the part they play in Roman moral discourses may, in the end, tell us far more about how Romans conceived of the differences between men and women than about how common homosexuality was in ancient Rome or even how acceptable specific sexual practices were.“ Edwards 1993, 78. Siehe auch C. Williams 1999, 222; Meister 2012, 68.

²²⁰ C. Williams 1999, 142. Vgl. auch Edwards 1993, 63–97.

tische Autorität, speiste sich aus unterschiedlichen Quellen.²²¹ Die Interdependenz unterschiedlicher Zeichen der Männlichkeit sowie ihre Vernetzung in der symbolischen Ordnung gilt es für die römische Kaiserzeit genauer herauszuarbeiten, um die äußere Form und generative Prinzipien eines elitären männlichen Habitus zu bestimmen.

Zu diesem Zweck dient im ersten Kapitel ein Epigramm Martials als Ausgangspunkt der Untersuchung. In diesem Epigramm²²² wird einer anonymen literarischen Kunstfigur vorgeworfen, sich als altrömische Strenge verkörpernder Philosoph zu tarnen, obwohl ebendiese grammatikalisch männliche Person am vorigen Tag an einer gleichgeschlechtlichen Hochzeit teilgenommen habe – und zwar als Ehefrau. Das Verständnis eines solchen Epigramms beruht auf einem System metonymischer Verweisungen: Die Betonung der Behaarung des sich Tarnenden verweist auf die Hexis, auf die Körperpraktiken antiker Männer, insbesondere innerhalb der Opposition männlicher Härte und Widerständigkeit sowie weiblicher Sanftheit und Nachgiebigkeit. Die Nennung altrömischer *exempla* verweist auf die Erinnerungskultur, die den *mos maiorum* verkörpernden und somit exemplarisch lehrenden „großen“ Männer der römischen Geschichte, deren Lebenspraxis teilweise mythisch überformt, in jedem Fall jedoch nicht nur zeitlich in großer Entfernung zur kaiserzeitlichen Wirklichkeit angesiedelt war – dennoch aber, oder gerade deshalb, überragende moralische Autorität für sich beanspruchen konnte. Die gleichgeschlechtliche Ehe verweist auf die Institution der Ehe sowie ihre besondere Bedeutung für das Geschlechterverhältnis. Schließlich verweist das Epigramm Mart. 1, 24 als Teil des satirischen Diskurses auf ebendiesen selbst sowie auf weitere regelmäßige Aussageformationen, die das Verständnis der Repräsentation einer gleichgeschlechtlichen Ehe sowie der Entlarvung devianter männlicher Sexualität ermöglichen.

Folglich handelt es sich bei diesem Kapitel um die Kontextualisierung von vier Versen eines kaiserzeitlichen Epigramms. Ziel dieser Kontextualisierung ist es, die Performativität des Geschlechts anhand von satirischen literarischen Repräsentationen devianter männlicher Sexualität zu dekonstruieren, um Merkmale und Erzeugungsprinzipien antiker römischer Männlichkeit zu bestimmen.²²³ Wesentlich für die Akzeptanz männlicher Herrschaft dürfte gewesen sein, dass sie eben nicht

²²¹ Insofern ist Cantarella grundsätzlich zuzustimmen: Cantarella 2002 [1988], 163. Zu anderen relationalen Verhältnissen, die den Handlungsspielraum von Männern und Frauen bestimmen: Späth 2011, 155.

²²² Mart. 1, 24.

²²³ Ähnlich beabsichtigt es Gunderson für die Deklamationen: „Thus reading declamation will involve more than understanding the confusing Latin and more than getting the joke that is the manifest content of any given passage. [...] We need to understand the logic according to which ideas are articulated within declamation. And some of these ideas are not going to be ones that fall under the heading of willed contents.“ Gunderson 2003, 236. Während Gunderson jedoch stärker an „aspects of the Roman psychic landscape“ (ibid.) interessiert ist, wird vorliegend der Versuch unternommen, das Individuum mittels seines Habitus im Zusammenhang seiner sozialen Welt zu erfassen.

nur in Form von Aggression auftrat,²²⁴ sondern als rationale Selbstkontrolle, wenn nicht praktisch umgesetzt, so doch zumindest diskursiv legitimiert wurde. So ist in der bisherigen Forschung als Schlüsselkonzept zum Verständnis der Bewertung männlichen Verhaltens die *continentia* herausgearbeitet worden.²²⁵ Das Verhältnis der *continentia* zur *mollitia* ist zu klären: „Weiche“ Körperpraktiken können wegen mangelnder *continentia* nicht automatisch jeden Anspruch auf Männlichkeit ausschließen, jedoch stellen die Anklagen moralischer Defizienz ein Wesensmerkmal des satirischen Diskurses dar. Das Ziel dieser Anklagen ist der sich tarnende *cinaedus*, der offensichtlich keinen Anspruch auf männliche Autorität erheben kann, zugleich aber als semantischer Knotenpunkt innerhalb des Feldes der *mollitia* fungiert, um den konstitutiven Außenbereich normativer Männlichkeit zu fixieren. Echte Männer zeichnen sich hingegen dadurch aus, dass sie keine Witzfiguren sind – man kann und muss sie ernst nehmen.

Während es verschiedene Ansatzpunkte gibt, im ersten Kapitel an die bisherige Forschung anzuschließen, ist der im zweiten Kapitel gewählte Zugang über ethnische Differenz bisher kaum verfolgt worden,²²⁶ jedoch liegen zahlreiche Studien ohne geschlechterhistorische Perspektive zum Verhältnis der Römer zu fremden Völkern vor. Vorliegend wird ethnische Alterität als „historisch kontingente Erfindung und Konstruktion“ verstanden,²²⁷ während die Begriffe „Rasse“ und „Rassismus“ in dieser Untersuchung nicht verwendet werden, da sie weder methodisch noch theoretisch einen analytischen Mehrwert bieten.²²⁸ Ziel der Untersuchung

²²⁴ Richlin 1992 [1983].

²²⁵ Foucault 1984a; Edwards 1993; Späth 1994, 2011; Meyer-Zwiffelhofer 1995; C. Williams 1999.

²²⁶ Gleason geht scheinbar von einer relativ einheitlichen griechisch-römischen Kultur des 2. nachchristlichen Jahrhunderts aus, auch wenn ihre Quellen teilweise deutlich früher zu datieren sind: Gleason 1995; Edwards deutet den Zusammenhang zwischen Effeminierung und griechischer Kultur an: Edwards 1993; Richlin sieht diesen Zusammenhang auch, ohne ihn weiter zu vertiefen: Richlin 2003 [1997]; Williams deutet ebenfalls nur die Analogie zwischen griechischer und insbesondere kleinasiatischer Kultur und Effeminierung an: C. Williams 1999, 135–137; Albrecht 2016 gelangt mit seiner Analyse der Darstellung fremder Herrscherfiguren im livianischen Geschichtswerk ebensowenig zu weiterführenden Ergebnissen. Zur „barbarischen Weiblichkeit“ im Werk des Tacitus siehe Schmal 2006. Barbarische Männlichkeit hingegen wurde in der Forschung noch nicht problematisiert.

²²⁷ Reuter 2002, 145.

²²⁸ Eine „biological theory of race in the modern sense“ lag im antiken Rom sicherlich nicht vor, woraus Saddington schließt, dass Völker anhand kultureller Gesichtspunkte differenziert wurden: Saddington 1961, 90. Sherwin-White gelangt zu dem Urteil, dass „the basic attitudes of racial and cultural prejudice existed in the upper-class society of the late republic and of the Principate“, doch habe die fehlende Angst vor den Nordbarbaren – zumindest bei Caesar und Strabo – die Ausbeutung solcher Vorurteile stark begrenzt: Sherwin-White 1967, 101. Unklar bleibt der Unterschied zwischen rassischem und kulturellem Vorurteil, so wie eine Definition von Rassismus überhaupt unterbleibt. Isaac versucht das Bestehen eines dem modernen Rassismus als Grundlage dienenden „Proto-Rassismus“ in der Antike zu belegen: „The term proto-racism, then, may be used when Greek and Latin sources attribute to groups of people common characteristics considered to be unalterable because they are de-

bleibt die römische Geschlechterordnung sowie ein römisch-männlicher Habitus, indem primitive, germanische Barbaren sowie hyperzivilisierte Griechen als diametral entgegengesetzte Pole fremder Männlichkeiten mit den in idealer Äquidistanz dazu positionierten römischen Männern kontrastiert werden. Kulturkontakt bzw. militärische Konfrontation bilden den ereignisgeschichtlichen Hintergrund der literarischen Konstruktionen ethnischer Identität, jedoch soll vorliegend das semantische Potenzial ethnischer Alterität zur Abgrenzung einer römisch-männlichen Identität untersucht werden. Während auch reale politische und ökonomische Verhältnisse zu fremden Kulturen dabei mitzudenken sind, geht es nicht darum, zu versuchen zu rekonstruieren, wie Germanen oder Griechen, ob frei oder unter römischer Herrschaft, lebten, sondern allein darum, wie sie in der römischen Literatur repräsentiert wurden, so dass die eigene, römische Identität von ihnen abgegrenzt werden konnte.

Beide ethnischen Gruppen konnten in literarischer Gestalt als Bedrohung römischer *virtus* betrachtet werden. Die Art der Bedrohung unterscheidet sich jedoch wesentlich: Die wilden Barbaren des Nordens zeichnen sich durch urtümliche und unverdorbenere Kampfkraft aus, so dass sie kollektiv das römische Militär herausfordern; die hyperkultivierten *Graeculi* hingegen höhnen die römische moralische Aufrichtigkeit der Vorväter von innen aus, indem römische Authentizität durch griechische Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit verdrängt werden. Beide Formen der Bedrohung lassen sich als interdependente Reflexionsprozesse römischer Identität auffassen: Einerseits stehen den Römern an ihrer Nordgrenze militärische Gegner gegenüber, die bestimmte Eigenschaften in sich vereinigen, die sie der imaginierten, sittenreinen eigenen Frühzeit annähern, andererseits sind gerade die unverdorbenen moralischen Werte der eigenen Frühzeit dadurch bedroht, dass die Römer verweichlichenden Luxus aus dem griechischsprachigen Osten importiert und in ihre eigene Kultur integriert haben. Das bereits im ersten Kapitel relevante Verhältnis von Männlichkeit und Moral wird im Verlauf der Untersuchung schärfer konturiert.

Die literarische Bühne betreten die Germanen zuerst in Caesars *Bellum Gallicum*, in dem sie unermüdlich danach trachten, eine primitive, aber egalitäre Kriegergemeinschaft zu reproduzieren, um ihre Gegner in Angst und Schrecken zu versetzen. Dieses recht einseitige Bild germanischer Alterität zeichnet Tacitus neu, indem er den Germanen weiterhin kriegerische Exzellenz und eine lobenswerte Sexualmoral zuspricht, jedoch insgesamt ein ambivalenteres Bild von sittlich hoch-

terminated by external factors or heredity“: Isaac 2004, 38. Wenn ein individuelles oder kollektives Abweichen vom stereotyp erwarteten Verhalten überhaupt denkbar sei, handele es sich laut Isaac dagegen nicht um ein rassistisches, sondern ethnisches Vorurteil: *ibid.* 24. Sowohl Abweichungen von Stereotypen als auch sozial bedingte ethnische Charakteristika werden in der folgenden Untersuchung zum Vorschein gelangen. Zu dem Versuch, das von Omi und Winant entwickelte Konzept der „racial formation“ in der Antike nachzuweisen, worunter „sociohistorical processes by which racial categories are created, inhabited, transformed, and destroyed“ verstanden werden, siehe: McCoskey 2012, 3.

stehenden, zugleich aber faulen und ignoranten Männern zeichnet. Mögen die Römer der Kaiserzeit auch noch so sehr von sittlicher Dekadenz bedroht sein, wie im satirischen Diskurs genüsslich ausgemalt, so dürfen sie sich kraft ihrer rationalen – männlichen – Selbstkontrolle überlegen fühlen.²²⁹ Der römisch-männlichen Selbstbeherrschung steht die Vorstellung des zornig-aggressiven Nordbarbaren diametral entgegen. Klimatogeographisch begründet sind Germanen mutige Krieger, die zugleich fernab von den aus dem griechischen Osten importierten Verlockungen hyperzivilisierter Kultur leben. Obwohl die taciteischen Germanen eine frühere kulturelle Entwicklungsstufe bewohnen, sind sie dem disziplinierten, harte Arbeit und Entbehrung kraft seiner *virilis patientia* ertragenden, römischen Bauernsoldaten unterlegen. Ebendieses Dulden und Ertragen unangenehmer Zustände stellte in Verbindung mit der *continentia* ein wesentliches Prinzip männlichen Handelns dar, zumindest in der Weise, dass männliche Macht aufgrund dieser Bereitschaft, für die eigene Gemeinschaft Leiden in Kauf zu nehmen, eine Legitimationsbasis erhielt.

Während im ersten Kapitel Männer vor allem als unmögliche oder defiziente Ehemänner und Väter auftreten, denen ihre männliche Ehre mittels satirischer Entlarvung ihres devianten Sexualbegehrens genommen wurde, streben germanische Krieger danach, ihre männliche Ehre in der Schlacht unter Beweis und in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. Einerseits definiert das Streben nach der Behauptung und Bewahrung der eigenen Ehre in Form von sozialer Anerkennung der eigenen Männlichkeit den Habitus des römischen Mannes, andererseits fungiert das Konzept der männlichen Ehre als Legitimationsstrategie männlicher Herrschaft, indem die Gemeinschaftsorientierung des physischen Gewaltpotenzials einzelner Männer diese als ehrenvolle Beschützer der schwächeren, nicht-männlichen Mitglieder der Gemeinschaft erscheinen lässt. Ehrenvoll ist es, als Mann nicht nur Gewalt auszuüben, sondern sie auch zum Wohle der anderen zu ertragen. Eine deviantes Sexualbegehren impliziert persönliche moralische Defizienz, wodurch ein Verhalten zu erwarten ist, welches der Gemeinschaft schadet. Ehre wirkt somit als Form symbolischer Gewalt, indem sie sowohl die Anerkennung männlicher Herrschaft aufgrund ihres vermeintlich gerechten und wohlütigen Charakters fördert als auch Männer zwingt, sich dem Diktat dieser Ehrvorstellungen zu unterwerfen.²³⁰

²²⁹ Siehe zur fehlenden *constantia* der taciteischen Germanen Balmaceda 2017, 172–179. Zum Diskurs des „Borealismus“, in dem der römische Blick auf den germanischen Norden der Umstrukturierung und Beherrschung dieses Gebietes und seiner Bewohner dient und ein Gefühl der Überlegenheit rechtfertigt, siehe Krebs 2011.

²³⁰ Ausführlich zu dieser Modalität römischer Herrschaft, die nicht nur auf militärischem Zwang basierte: Lendon 1997. So lässt sich auch Heinzes Auffassung der augusteischen *auctoritas* als „Ansehen“ oder „Prestige“ als Phänomen symbolischer Gewalt verstehen: Heinze 1925, 354f. Diese Macht „wirkt nur da, wo man sich ihr freiwillig unterordnet.“ Ibid. 356 (Hervorhebung im Original). In diesem Sinne deutet auch Hellegouarc’h die *auctoritas* als Macht der römischen Oberschicht: „[C]’est un véritable pouvoir qui contraint sans emploi de la force.“ Hellegouarc’h 1963, 307. Diese

Die Ehe besitzt einen besonderen Stellenwert bei der Konstruktion der Geschlechterdifferenz, da in dieser sozialen Institution das asymmetrische Machtverhältnis der Geschlechter zum Ausdruck gelangt und zugleich normalisiert und naturalisiert wird durch die Gebärfähigkeit der Frau und das soziale Ziel der Reproduktion. Für ihre Ehefrauen kämpfen die germanischen Krieger und römische Lüstlinge pervertieren die vermeintlich natürliche Institution. Im satirischen Diskurs wird die Ehe in korrumpierter Form dargestellt – der Natur widersprechend und Normen außer Kraft setzend, zugleich mit dem Anschein von Legitimität. Im ethnischen Diskurs hingegen demonstrieren die Germanen, wie man eine ideale Ehe führt, aber in primitivistisch verzerrter Form – der Natur gemäß und gewissermaßen allein aus ihr entspringend, ohne das künstliche und daher nur begrenzt wirksame Korsett rechtlicher Bestimmungen. Juristische Zwangsmaßnahmen jedoch können die gesunde Natur der biologisch prädestinierten Zweigeschlechtlichkeit nicht ersetzen, die scheinbar – wenn man dem satirischen Diskurs Glauben schenkt – in Rom nicht mehr intakt ist.

Der Vorstellungswelt des Krieges ist der athletische Wettbewerb verwandt, der es Mitgliedern der griechischen Oberschicht ermöglichte, durch die Zurschaustellung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit einen ehrenhaften Rang innerhalb ihrer Polis zu behaupten. An Topoi der griechischen Athletenkritik anschließend wird die Athletik in der römischen Literatur jedoch grundsätzlich als Möglichkeit der Akkumulation von kulturellem Kapital für Männer abgelehnt. Im rhetorischen Lehrwerk Quintilians schlägt sich diese Athletenkritik teilweise nieder, teilweise kann der griechische Athlet jedoch auch als Vorbild für den römischen Redner instrumentalisiert werden, indem seine körperliche Disziplin und sein ästhetischer Reiz positiv valorisiert werden, womit zugleich ein problematischer Aspekt rhetorischer Performanz berührt wird.²³¹ Obwohl eine detaillierte Kenntnis der Athletik somit vorauszusetzen ist, wird sie literarisch insgesamt dennoch als griechische Spielerei abgewertet und mit der römischen Gladiatur kontrastiert, wohingegen der römische Redner einem „ernsten Spiel“ nachgeht, an dem nur „echte“ Männer erfolgreich teilnehmen können. Dabei war vom römischen Mann die Gratwanderung zu leisten, die nötige Eleganz und kulturelle Kompetenz zu verkörpern, ohne als verweichlicht und effeminiert zu erscheinen.

Auch im rhetorischen Diskurs wird mithin verhandelt, in welchem Ausmaß prinzipiell der *mollitia* und Dekadenz verdächtige Praktiken zulässig sind, die allerdings gleichzeitig einen hohen Sozialstatus markierten. Griechische Kulturgüter waren grundsätzlich verdächtig, den asketischen *mos maiorum* zu unterhöheln und zur Effeminierung zu führen. Ein Übermaß griechisch konnotierter Verfeinerung setzt die Protagonisten des satirischen Diskurses dem Vorwurf dekadenter *mollitia*, so dass ein *homo bellus* nicht elegant, sondern unmännlich und lächerlich darge-

Form der Macht ist laut Galinsky „not simply a given, but needs to be constantly reacquired and validated.“ Galinsky 1996, 15.

²³¹Gunderson 2000, 131; Richlin 2003 [1997]; Connolly 2009a, 206.

stellt wird. Für den Redner gilt es ebenfalls, in seinem Habitus Kunstfertigkeit und Eleganz mit männlicher Kraft und Seriosität zu vereinen, um nicht als moralisch verdächtiger Schauspieler oder sich unnützer Spielerei hingebender Athlet ausgelacht zu werden. Übergreifend wirksam ist der römische Dekadenzdiskurs, der seit Sallusts²³² Postulat des Verlustes der sittlichen Selbstbeherrschung als Konsequenz der materiellen Weltbeherrschung die römische Literatur durchzieht und zeitgenössische Dekadenzphänomene einer sittenstrengen römischen Frühzeit gegenüberstellt. Als sittlicher Maßstab dient der in den *exempla* der großen Männer der Vergangenheit kristallisierte *mos maiorum*, die einfach und selbstlos, in jedem Fall aber ehrenhaft und gemäß ihrer Natur als *virī boni* lebten.

Aus analytischer Perspektive „ist“ Männlichkeit das, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als Ensemble von Einstellungen und Praktiken eines bestimmten Mannes von den übrigen Gesellschaftsmitgliedern als männlich anerkannt wird. Männlichkeit existiert, indem sie inszeniert und attestiert wird. Gelingt die Inszenierung, kann sie zu Ehre und Autorität führen und somit Herrschaft legitimieren; schlägt sie fehl, lässt sich Herrschaft zumindest nicht mehr dadurch rechtfertigen, dass der Herrschende ein „echter“ und „guter“ Mann ist. Ehemänner, Väter, Soldaten und Redner beanspruchen Autorität, die sich aus der Performanz authentischer Männlichkeit speist. Die Performativität des Geschlechts setzt jedoch voraus, dass die Selbstdarstellungsressourcen des Mannes nicht in seiner männlichen Natur begründet liegen, sondern in kulturell gesetzten, zitierfähigen Aussageketten.

Die literarisch artikulierten Diskurse demonstrieren die Pluralität möglicher Habituskonfigurationen im kaiserzeitlichen Rom, indem die Performanz unterschiedlicher Formen von Männlichkeit repräsentiert und sowohl explizit als auch implizit evaluiert wird. In einem abschließenden Kapitel werden die sich aus den untersuchten Diskursen ergebenden Möglichkeiten und Grenzen akzeptabler Geschlechtsidentitäten elitärer römischer Männer zusammenfassend diskutiert. Effeminiertes Lüstling und barbarischer Krieger werden als Pole maskuliner Defizienz kontrastiert, um den Raum adäquater männlicher Performanz zu konturieren. Differenz zur Weiblichkeit erzeugende Verhaltensdispositionen und Männlichkeit indizierende körperliche Zeichen werden in Beziehung gesetzt zu dem Spielraum männlicher Performanz, der durch das Spannungsfeld zwischen den sich aus einem elitären Sozialstatus ergebenden Verpflichtungen und der moralischen Tradition des *mos maiorum* bestimmt wird.

In welcher Weise es möglich war, erfolgreich Anspruch auf legitime männliche Autorität zu erheben, wird anhand dieses Spielraums verdeutlicht. Zum Erfolg einer solchen Performanz trugen Euphemisierungs- und Naturalisierungsstrategien männlicher Herrschaft bei, die anhand der unterschiedlichen Ressourcen männlicher Autorität kontextualisiert werden. Schließlich wird die Frage zu klären sein, inwiefern ein potenzielles Scheitern an den komplexen Anforderungen römisch-elitärer Männlichkeit eine stabile patriarchale Herrschaftsordnung ermöglichte.

²³² Sall. *Catil.* 7–11.